



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнъ и К^о.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Боль-
 шая Кострижная
 № 40.
 I. Крушинскому.

№ 18.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 2. Februar 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.
 Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
 Saratow, Theaterplatz, Haus Lillo.
 Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
 fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: S. Kruschinsky, Woljichaja Kostrihnaja, № 40.

Inhalt. Fest Mariä Reinigung. — Der neue Minister des Innern. — Ai Ghar — Reisebilder von P. Leonard Eberle (Fortsetzung.) — Über die Preßfrage. — Soll man dicht oder dünn säen? — Japanische Küche und Mahlzeiten. — Vom Kriegsschauplatz. — Brief vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Opfer des Beichtgeheimnisses (Fortsetzung.) — allerlei. — Ankündigungen.

Fest Mariä Reinigung.
 (Lichtmeß).

Mariä Reinigung! Dieser Name hat an und für sich etwas Befremdliches. Grüßen wir Mariä doch als die reinste und keuscheste, die ungekränkte und unversehrte Mutter, die geheimnisvolle Rose und das goldene Haus, in welchem selbst das reinste Auge Gottes auch nicht den geringsten Flecken, nicht das leichteste Stäubchen zu entdecken vermochte. Der Engel Gabriel grüßte sie schon vor der Empfängnis ihres Sohnes als „voll der Gnade“. Diese Empfängnis aber konnte den Glanz ihrer Reinigkeit doch nicht trüben; im Gegenteil, Maria konnte nur gewinnen an Gnade, Heiligkeit und Reinheit, solange sie den Urheber und Spender aller Reinheit und Heiligkeit unter ihrem Herzen trug. Wie, könnte man fragen, wie kann also Rede sein von einer Reinigung Mariens?

Der Ausdruck ist dem Evangelium entlehnt, und das Evangelium selbst erklärt ihn. Es berichtet: „Nachdem die Tage ihrer (Mariä) Reinigung voll geworden gemäß dem Gesetze Moses, brachten sie ihn (den Jesusknaben) nach Jerusalem“. Der Evangelist spricht also gar nicht von innerer Reinigung und Unreinheit, sondern nur von äußerer oder gesetzlicher Reinigung und Unreinheit. Nach dem Gesetze Moses¹⁾ nämlich sollte eine gewöhnliche Mutter die ersten vierzig Tage nach der Geburt eines Knäbleins als unrein behandelt werden, nichts Heiliges berühren und das Heiligtum des Tempels nicht betreten. In Begierlichkeit hatte sie ja empfangen, in Eva, der gemeinsamen Stammutter, war sie von dem Fluche getroffen worden: Nur in Schmerzen sollst du deine Kinder gebären; und seit Adams Sünde kann keine Mutter auf natürlichem Wege einem Kinde das Leibesleben schenken, ohne daß es infolge seiner Abstammung von Adam dessen Sünde und Schuld und damit dem Seelentode verfällt.

Darum bestimmte das Gesetz: Nach Verlauf der vierzig Tage soll die Mutter zum Heiligtum kommen und ein jähriges Lamm als Brandopfer und eine Turteltaube oder eine junge Haustaube als Sündopfer für sich darbringen lassen; wäre sie aber so arm, daß sie kein Lämmchen opfern könnte, dann soll sie statt dessen eine zweite Taube nehmen. Nach Darbringung dieses Opfers galt sie dem Gesetze als rein. Und dieser Gesetzesbestimmung wollte auch die Mutter Gottes sich unterwerfen.

War sie dazu verpflichtet? — Aber sollte denn das Heiligtum des Tempels auch ihr, wie einer gewöhnlichen, sündhaften Mutter, verschlossen gewesen sein? War sie denn nicht selbst als Mutter Gottes ein lebendiges Heiligtum, der lebendige Tempel Gottes geworden? Grüßen wir sie nicht mit Recht als die Lade des Neuen Bundes? und hat die Bundeslade nicht ihren eigentlichen Platz im Tempel? Obendrein nahm der Wortlaut des erwähnten Gesetzes die jungfräuliche Mutter ausdrücklich aus, als hätte der Gesetzgeber gerade durch diese Fassung des Gesetzes das Wunder der göttlichen Mutterschaft Mariens im voraus bezeichnen wollen.

Aber hatte Jesus sich nicht dem lästigen Gesetze der Beschneidung freiwillig, ohne dazu verpflichtet zu sein, unterziehen wollen aus Demut und Liebe zum Gehorsam, uns zum Beispiel? Nun, aus denselben Beweggründen wollte auch Maria sich freiwillig, ohne dazu verpflichtet zu sein, den lästigen Bestimmungen der gesetzlichen Reinigung unterziehen: aus Demut, um den hohen Vorzug, die unvergleichliche Würde ihrer jungfräulichen Mutterschaft geheim zu halten, wie empfindlich es ihr auch sein mußte, sich so in die Reihe gewöhnlicher Ewastöchter vor der Öffentlichkeit zu stellen; aus Liebe zum Gehorsam, um auch da ihre Ehrfurcht vor dem Gesetze zu zeigen, wo dieses sie nicht verpflichtete; uns zum Beispiel, um durch ihr Vorgehen auch uns, ihre Kinder, zu Demut und Gehorsam anzueifern.

¹⁾ 3 Mos. 12.

„Sie“, Jesu Eltern, Maria und Joseph, „brachten ihn nach Jerusalem“, der heiligen Stadt, und in den Tempel, das Nationalheiligtum des auserwählten Volkes, die einzige Opferstätte des Alten Bundes.

Der Welterlöser hält heute zum ersten Male seinen Einzug in dieses Heiligtum. Es ist das ein weltbewegendes Ereignis. Als die aus der babylonischen Gefangenschaft heimgekehrten Juden anfangen, den zerstörten Tempel wieder aufzubauen, meinten die Greise unter ihnen, der neue Tempel sei doch gar nichts im Vergleiche mit dem salomonischen. Da aber sprach Gott selbst ihnen Mut ein durch den Mund des Propheten Aggäus: „Ich werde mit Herrlichkeit dieses Haus erfüllen. . . . Groß wird die Herrlichkeit dieses neuen Hauses sein, größer, als die des ersten gewesen.“¹⁾ Was er hier durch den drittlezten Propheten angedeutet hatte, das verhiess er unzweideutig durch den lezten: „Siehe, ich sende meinen Boten (Johannes den Täufer), und der wird den Weg vor meinem Angesichte bereiten. Und sofort wird zu meinem Tempel kommen der Herrscher, nach dem ihr verlangt, und der Bote (Mittler) des Bundes, welchen ihr ersehnt. Siehe, er kommt, spricht der Herr der Heerscharen.“²⁾ Als zur Einweihung des ersten Tempels die Bundeslade ins Allerheiligste gebracht und unter den Flügeln der Chernbim aufgestellt war, da hielt der Bundesgott seinen Einzug in den Tempel. „Die Herrlichkeit des Herrn“, eine lichte Wolke, erfüllte das Haus des Herrn.³⁾ Das war ein Vorbild. Dies Vorbild und die Weissagungen des Aggäus und Melachias erfüllten sich, als der Herr auf den Mutterarmen Mariens seinen Einzug in den Tempel hielt. Darum lehrt die Kirche uns heute dem himmlischen Vater danken im Anschluß an die Worte des 47. Psalmes: „Dein Erbarmen, o Gott, haben wir entgegengenommen inmitten deines Tempels. Gott ist der Herr und überaus preiswürdig in der Stadt unseres Gottes, auf seinem heiligen Berge!“⁴⁾

Ja, das Erbarmen des großen Gottes erscheint heute verkörpert, sichtbar im Tempel. Der menschgewordene Gott läßt sich an die alttestamentliche Opferstätte bringen, um sich dem Dienste seines Vaters zur Erlösung der Welt zu opfern. Das Gesetz Moses ist es, was ihn, wie seine Mutter in den Tempel bringt, diese zur Reinigung, ihn zur Darstellung. „Sie brachten ihn nach Jerusalem, um ihn dem Herrn darzustellen, wie im Gesetze des Herrn geschrieben steht: jede männliche Erstgeburt soll dem Herrn geheiligt werden.“⁵⁾

Es drängt ihn, ins Haus seines Vaters zu kommen, seiner vollkommenen Hingabe an diesen Ausdruck zu geben und durch diese unblutige Selbstweihe den blutigen Abschluß der Selbstaufopferung einzuleiten. Dürfen wir das Opferleben des Heilandes mit der Opferfeier der Messe vergleichen, so hat der Kreuzestod sein Gegenbild in der Wandlung, und die Darstellung das ihre in der Opferung (dem Offertorium). Ehe der Priester das Brod zum Vollzuge des Opfers wandelt, bietet er es auf der Patene dem himmlischen Vater dar: Deiner Verherrlichung allein soll es dienen, nicht deinen Geschöpfen zu profanem Genuße. So bietet sich der Weltheiland heute auf den Armen seiner lieben Mutter Gott dem Vater öffentlich

und feierlich an: Sieh, ich komme, deinen Willen zu tun ausschließlich, in allem, gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Kreuzestode.¹⁾ Mit unendlichem Wohlgefallen sieht der Vater herab auf diese bedingungslose Selbsthingabe des Sohnes. Dieser verdemütigt sich bis zur Vernichtung. Der Vater aber erhöht ihn.

Er läßt einen Propheten durch den Heiligen Geist in eben der Stunde in den Tempel bescheiden, damit durch dessen Mund zum ersten Male an der heiligen Stätte die Hoheit des Kindes geoffenbart werde. Der gerechte und gottesfürchtige Simeon erkennt in Folge göttlicher Offenbarung in dem Kinde den verheißenen Erlöser, nimmt es ehrerbietig auf seine Arme, drückt es liebend an sein Herz. Der Greis trägt das Kräblein, aber das Kräblein lenkt den Greis und stillt durch seine bloße Gegenwart alles Sehnen des Greises. Jetzt, ruft dieser aus, sterbe ich zufrieden; meine Augen haben den Weltheiland gesehen, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und die Herrlichkeit Israels. Die Weissagung: Ich werde den zweiten Tempel mit Herrlichkeit erfüllen, erklärt der Seher für eingetroffen. Der Schatten ist gewichen; es braucht nicht mehr die Wolke über dem Gnadenstuhle als sichtbares Zeichen der segenspendenden Gegenwart Gottes zu ruhen; der menschgewordene Gott, dessen Vorbild sie war, hat persönlich Besitz ergriffen von seinem Heiligtum. Ja, was ist jetzt der erste, der salomonische Tempel trotz all seines Reichthums und seiner Pracht im Vergleich mit dem neuen! Nicht so viel, wie das Flimmern eines Sternleins gegen das Lichtmeer der Mittagssonne.

Der neue Minister des Innern.

Hofmeister A. G. Buljgin, der neuernannte Minister des Innern, ist im Jahre 1851 geboren. Nach Beendigung des Lehrcursus im Kaiserlichen Lyzeum für Rechtswissenschaft am 27. Mai 1871 wurde er als Kandidat auf gerichtliche Amtsstellen beim Tambower Bezirksgericht im Ressort des Justizministeriums bestimmt und in demselben Jahre zur Dienstleistung der Kriminalabteilung des Kiewer Bezirkshofes zugeteilt.

Im Jahre 1872 wurde er zum Untersuchungsrichter des Kiewer Gouvernements für den zweiten Untersuchungsbezirk im Kreise Kaniew und dem ersten Kiewer Revier ernannt. Im darauf folgenden Jahre wurde er als jüngerer Beamter für besondere Aufträge beim Saratower Gouverneur angestellt und im Jahre 1874 als älterer Beamter für besondere Aufträge daselbst belassen. In demselben Jahre wurde er zur Revision in den Gemeindegewerben der Kreise Saratow, Kamyschin, Zarizyn, Balaschow und Atkarsk der Listen der Stellungspflichtigen im Jahre 1874 kommandiert.

Im Jahre 1876 erfolgte seine Bestätigung als Ehrenfriedensrichter des Petrowsker Kreises des Saratower Gouv. Im Jahre 1878 war er Vormund des Saratower Mädchengymnasiums des Namens „Maria“ und Ehrenfriedensrichter des Zarajsker Kreises, im Jahre 1879 Inspektor 6. Klasse der Hauptverwaltung für Gefängnisse, Ehrenmitglied des Saratower Gouvernementskuratoriums für Kinderasyle und Mitglied des Zarajsker Mädchenprogymnasiums. Im Jahre 1881 wurde er dem Ministerium des Innern zugezählt.

In demselben Jahre wurde er zum Adelsmarschall des Zarajsker Kreises gewählt und bestätigt, im Jahre 1883 zum Mitgliede des Njasaner Gouv.-Schulrates gewählt.

Im Jahre 1886 erfolgte seine Ernennung zum Tambower Bizegouverneur, ein Jahr später zum Gouverneur von Kaluga mit Beförderung zum Wirklichen Staatsrat. Seit 1893 war er Moskauer Gouverneur. Im Jahre 1902 wurde er zum Gehilfen des

¹⁾ Agg. 2, 8, 10. ²⁾ Mal. 3, 1. ³⁾ 3. Kön. 8, 10, 11. ⁴⁾ Introit Missae. ⁵⁾ 2 Mos. 34, 19. 4 Mos. 18, 15, 16.

¹⁾ Bgl. Geb. 10, 7, 9. Phil. 2, 8.

Moskauer Generalgouverneurs ernannt. Den Rang des Kammerherrn des Hofes Seiner Majestät erhielt er am 26. Mai 1896. Er besitzt den Stanislaus-Orden erster Klasse.

A i G h a r .



Schon längst war es mein sehnlicher Wunsch, eine Reise in die Krim zu machen, um Land und Leute kennen zu lernen; denn aus den Nachrichten der Geistlichen, die dort fungierten oder vorübergehend weilten, konnte ich mir keinen bestimmten Begriff machen, weil der eine im Süden der Krim das Paradies sah, während der andere nur eine Masse aneinander gereihter Steinhäufen bemerkte. Die alten geographischen Lehr- und Handbücher, die uns die Schulbibliothek zur Verfügung gestellt, waren sehr mangelhaft in ihren Mitteilungen über diese Halbinsel, und auch diesen Mitteilungen stand ich ziemlich skeptisch gegenüber, weil ich mich überzeugen mußte, daß man in Deutschland — von dort stammten unsere geographischen Handbücher — schlecht unterrichtet war über Land und Leute in Rußland. Ich könnte viele Beispiele anführen, eines jedoch mag genügen.

Als Student kam ich nach Franzfeld am Dnjester—Seman. Eines schönen Tages forderte mich mein Bruder, der dort wohnhaft war, auf, einen Spaziergang zu den Fischern zu machen und bei dieser Gelegenheit Fische zu besorgen für die zwei bevorstehenden Fasttage.

Wenn wir Sterlete haben könnten, würde ich gerne mitgehen, sagte ich, andere Fische mag ich nicht.

Wenn du ein großer Freund von Sterleten bist, nehmen wir eben diesen Fisch, war seine Antwort.

Sterlete wachsen nur in der Wolga, mein lieber Bruder, was du schwarz auf weiß in meiner Geographie sehen kannst. Sieh' her!

Er nahm das Buch, sah recht ernst die Stelle durch, gab es mir lächelnd zurück mit der drastischen Bemerkung: Deine Geographie läßt wirklich nur in der Wolga Sterlete wachsen. Gott sei dank, daß sich nicht alles nach deiner Geographie richtet! In diesem Falle verkören wir a. a. einen sehr geschmackvollen Fisch. Nun aber komme, und überzeuge dich, daß dieses Mal deine Geographie einen tüchtigen Schnitzer gemacht hat.

Bei den Fischern angekommen, frug ich, ob ich nicht Sterlete haben könnte, ich lebte dabei immer noch der festen Überzeugung, daß mein Bruder im Irrtum sei, und daß die Geographie einen solchen groben Schnitzer nicht machen könne.

Wir können Ihnen, Barin, zwar dienen mit Sterleten, wir waren aber heute nicht glücklich; nur kleine Exemplare fielen uns zur Beute. Sogleich werden wir ihren Wunsch erfüllen.

Zwei Mann bestiegen ein Boot und fuhren zum Fischkorb, aus dem sie nach einer guten Viertelstunde 5 Sterlete im Gewicht von ungefähr 8 Pfund brachten. Bei der Übergabe machten sie die Bemerkung, daß die Sterlete in der letzten Zeit sehr im Preise gestiegen seien, weil der Sterletenfang an der Wolga von Jahr zu Jahr schwächer werde und infolgedessen die Forderungen nach Moskau und Petersburg rasch zunehmen. Ich möge es deshalb nicht übel nehmen, wenn sie für diese 5 Stück einen Rubel fordern, umso mehr da sie gut zwei Pfund Kaviar liefern werden.

Mein Bruder gab ihnen einen Rubel und übernahm die Fische, wobei er mich höhnisch frug, ob diese nicht auch zu den geographischen Wolga-Sterleten zählen dürften?

Das verletzete meinem Glauben an die Unfehlbarkeit der Geographie einen harten Stoß.

Nun zur Sache.

Wenn ich nicht irre, war es im Nachsommer des Jahres 1887, als ich, vollkommen frei von Amtsgeschäften, eine Reise in die Krim antreten konnte. Unterwegs besuchte ich den Herrn Pfarrer von Beidjansk, P. S. Materi, und den Herrn Pfarrer von Eichwald, P. S. Selinger. Letzterer hatte die Freundlichkeit, mich nach Rosental zu begleiten, wo damals Herr P. S. Loran pastorierte.

So oft mein guter Hauswirt frei war, machten wir Ausflüge in die Berge, wobei wir Tatarendörfer und Guttsbesitzer (Murs) besuchten und uns nach Möglichkeit über Sitten und Ge-

bräuche unterrichteten. Nachdem wir den Wegen aller Richtungen soweit gefolgt waren, als man überhaupt zu Wagen kommen kann, machten wir nach der Steppenseite hin unsere Aufwartung bekannten deutschen Guttsbesitzern. Bei Gelegenheit eines solchen Besuchs hörte ich von einer Grotte, die von den anwohnenden Tataren als heiliger Ort verehrt wird.

Gleich am nächsten Morgen machten wir uns in Begleitung einiger Rosentaler, die die tatarische Sprache ziemlich gut beherrschten, auf den Weg nach der hl. Grotte und legten die Strecke von etwa zehn Werst in einer guten Stunde zurück. Nun hieß es, ans Werk; denn wir brannten vor Sehnsucht, an Ort und Stelle zu sehen, worüber man uns tags zuvor soviel erzählt hatte.

Eine steile in Felsen eingehauene Treppe, von beiden Seiten mit starkem Geländer versehen, führt auf eine ziemlich geräumige Terrasse, die von allen Seiten mit niedrigem Gebüsch umgeben ist, das auch höher hinauf in kleinen Gruppen umhergestreut sich spärlich findet. Eine zweite derartige Treppe führt von hier hinauf zur „Ai Ghar“ (hl. Grotte), vor der eine weit größere Terrasse ist, die eine sehr schöne Aussicht auf das naheliegende baumreiche Tatarendörfchen gewährt, zu dem eine prachtvolle Allee aus italienischen Pappeln führt. Wir waren zur Schwelle der Höhle gekommen, als ein alter Tatar uns aufforderte, einzutreten. Sie ist ein Erzeugnis der Natur, scheint aber, als sei es eine durch Menschenhand in einen ungeheuern Felsen eingehauene Grotte von circa 6 Arschin Länge, 4 Arschin Breite und 3—4 Arschin Höhe, zur unheimlichen Wohnung unseres Tatarenführers bestimmt, der nichts weniger als freundlich ausah; denn sein Auge flammte im Feuer, seine ganze Gestalt aber bedeckte ein schrecklicher Schmutz. Dick und verwildert lag ihm das graue Haar am Kinn, und der schmutzige Mantel hing faltenreich von den Schultern herab. Selbst wenn er lächelte, sah man eher ein Bocksgesicht, als das eines Menschen. Nachdem wir eingetreten waren, warf er seinen Mantel zur Erde, stellte sich darauf und verrichtete ein kurzes Gebet, in das er seinen Geist so sehr vertiefte, daß alles um ihn her nicht zu existieren schien.

Wir sehen uns unterdessen die Grotte näher an. Dem Eingange gegenüber ist ein in den Felsen eingehauener Tisch, auf dem Haare, kleine Kleiderfetzen, Zähne etc. lagen, nicht auf einem Haufen, sondern überall hin zerstreut. An den Seitenwänden und neben dem Tisch sind in gleicher Höhe mit der Bodenfläche kleine Höhlen, die gleichfalls mit oben erwähnten Gegenständen angefüllt sind. Schon beim Aufsteigen zur Grotte sahen wir, daß das Gebüsch von beiden Seiten der Treppe mit Kleiderfetzen aller Farben unterbunden und geziert war.

Nachdem unser Cicerone seine Andacht geendet, warf er den Mantel wieder über seine Schultern, und, scheinbar in tiefes Denken versunken, ging er wieder an den Eingang, kehrte dann sein Gesicht nach Sonnenaufgang und erklärte auf unsere Fragen ungefähr, wie folgt: Als die Giauren vor vielen Jahrhunderten in unser Land kamen, die Gläubigen zu vernichten und alles, was sie hatten, an sich zu reißen, flüchteten viele fromme Männer, als keine Rettung mehr zu hoffen war, an diesen Ort, den sie für ein sicheres Versteck hielten; leider hatten die Giauren sie auf ihrer Flucht gesehen, waren ihnen dahin gefolgt und haben sie alle ohne jegliches Mitleid erdolcht, obwohl mehrere wehrlose Greise unter ihnen waren. Nicht nur der Fußboden war mit Blut getränkt, sondern auch von den Wänden floß das Blut der Heiligen in Strömen.

Als er solches am Eingange sagte, veränderte sich plötzlich sein Aussehen, indem Todesfarbe sein Gesicht überzog und das Haar in voller Unordnung sich durcheinander warf; die Brust war feuchend, das wilde Herz schwoll gleichsam von Wahnsinn, und immer höher richtete sich seine Gestalt auf. Als er das gesprochen, verstummte er mit zusammengepreßtem Munde, wobei er sein feuriges Auge nach jedem Winkel der Höhle richtete und schließlich jedem von uns solche Blicke zuwarf, die auch bei dem größten Phlegmatiker nicht ohne tiefen Eindruck bleiben. Man hätte glauben können, eine besondere Macht der Übernatur habe ihn angehaucht, so sehr war seine ganze äußere Erscheinung verändert. Ein kalter Schauer lief uns dabei durch die harten Gebeine, und aus tiefstem Herzen ergoß sich das Gebet: Herr, der Du Dich immer erbarmst hast der schwachen Menschheit, gib, daß dieser vom Irrtum durch-

drungene Anhänger Mohammeds, sowie alle, die noch in der Finsternis wandeln, erkennen, daß du allein bist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Während wir ernstlichen Gedanken nachgingen, und allmählich wieder zur kalten Überlegung zurückkehrten, schwand auch bei unserm Führer die fanatische Aufregung, und mit einem Gesichtsausdruck, der mehr und mehr Freundlichkeit und Zuverlässigkeit spiegelte, machte er sich daran, unsere Neugierde zu befriedigen. Ihr seht, sprach er zu uns gewendet, hier überall Haare, Kleiderreste, Zähne, in Lehm nachgebildete Glieder des menschlichen Körpers, Fesseln, Quasten etc. umher liegen. Sie wurden hierher gebracht von Gläubigen, die entweder an einer schweren Krankheit litten, oder von großer Furcht geplagt wurden, einer solchen zu unterliegen. Wenn jemand einen Zahn verliert, trägt er ihn hierher und opfert ihn Allah im festen Vertrauen, daß er in aller Zukunft vor Zahnschmerzen geschützt sei. Leidet ein Gläubiger an starkem Kopfschmerz, so bringt er ein Büschel Haupthaar, mengt ihn hier mit geheiligter Erde, und weg ist sein Kopfschmerz für ewige Zeiten.

Ich wagte einzuwenden, daß es doch vorkommen müsse, daß Zahn- und Kopfschmerzen desselben ungeachtet wiederkehren.

Wenn solche Schmerzen wiederkehren, war die Antwort, dann ist das ein Zeichen, daß der betreffende Gläubige Böses in seinem Herzen hege, weshalb ihn Allah nicht erhört; denn Allah ist gerecht, und Mohammed ist sein Prophet!

Wenn ein furchtbarer Frost den ganzen Körper durchwühlt und kein Mittel im Stande ist, ihn zur natürlichen Wärme zurückzuführen, wenn dann unmittelbar eine solche Hitze ihn vertreibt, die alles zu verzehren droht, und leider auch häufig den Tod in sich trägt: dann reißt der Gläubige einen Felsen von seinem Kleide, bringt oder schickt ihn hierher, bestreut ihn mit geheiligter Erde, im festen Vertrauen, daß er wieder gesund werde, und Allah ist barmherzig! Ist er gesund, fürchtet sich aber vor einer Krankheit, so bindet er einen Felsen seines Hemdes an einen Zweig der diese Grotte umgebenden Gebüsch, und Allah ist mit ihm. Zeigt sich eine Krankheit in einem Beine, einem Arme oder einem andern Gliede des Körpers, so nimmt er Lehm, mischt ihn mit geheiligter Erde, die er hier holt, bildet das Glied nach und trägt es hierher, damit er von seinen Leiden befreit werde. Ihr seht hier am Fußboden viele Vertiefungen, sie stammen daher, daß die Gläubigen hier Erde holen, die sie ihren Toten unterstreuen, damit sie sanft ruhen im Schoße der Erde.

Je weiter unser Tatar in seinen Erklärungen kam, desto freundlicher wurde er, und als er geendigt, legte er beide Hände auf der Brust übereinander, machte eine zierliche Verbeugung, wobei er, jetzt schon die Freundlichkeit selbst, zart lächelnd stammelte: Darf ich um einen Bakschisch bitten? Vollkommen befriedigt, begleitete er uns hinaus auf die Terrasse, von wo aus er uns die schöne Lage seines kleinen Dörfleins zeigte, mit der stolzen Bemerkung, daß seit vielen Jahren dort ein sehr gelehrter Mulla wohne.

Langsam ging es nun die Treppe hinunter, dann rechts zu einer Berghöhle, die vom ebenen Boden aus in denselben Berg führt. Der Eingang ist fast ebenso breit, wie die Höhle im Innern, aber so niedrig, daß man nur stark gebeugt hindurch kommen kann. Das Innere ist so hoch, daß man sich vollkommen frei bewegen kann, und gewährt einer großen Schafherde Herberge, was die umwohnenden Hirten bei großen Stürmen auch benötigen. Die ganze Höhle bildet ein Stein.

Wir hatten die Höhle bereits verlassen und waren dem Rufe meines lieben Hauswirts gefolgt, der unweit auf einem grünen Plätzchen einen Zimbiß bereitet hatte.

Wir hatten noch nicht geendigt, als der Mulla und ein zweiter Herr, der eine hohe Mütze aus Ziegenfell trug, zu uns heran kamen mit der Bitte, ihre Gastfreundschaft nicht verschmähen zu wollen. Ich und mein Hauswirt erklärten uns bereit, den freundlichen Gastgebern zu folgen; die übrige Gesellschaft jedoch machte sich auf den Heimweg.

Der Mulla sprach nur tatarisch und konnte sich deshalb mit uns nur durch den Herrn mit der hohen Mütze, der sich nun als Grusiner bekannte, unterhalten; denn dieser sprach ziemlich geläufig russisch, jedoch mit einem Accent, der ausreichend dartat, daß die harten Felsen des unfreundlichen Kaukasus ihn in die Welt gesetzt

haben. Obwohl sein Äußeres sehr abstoßend war, und die Versuchung nahe lag, ihn als Prachtexemplar aus unsers lieben Herrgotts Menagerie zu kennzeichnen, konnten wir seiner Bitte, seinen Zimbiß nicht zu fliehen, nicht widerstehen, ohne unhöflich zu sein, weil auch der Mulla sich dazu bereit erklärt hatte.

Noch unterwegs erzählte er mir, daß man den Mulla früher nicht liebte, weil er jedem offen die Wahrheit ins Gesicht sagte. Jetzt ist er sehr geliebt und als gelehrter Herr hochgeschätzt, denn er hat gefunden, daß es mitunter notwendig ist, sich von der Lüge aus der Gefahr tragen zu lassen. Seinen Worten fügte er einige Verslein bei:

Als ich noch ein gar junger Fant,
Hatt' ich mir vorgenommen,
Es sollte nie die kleinste Lüg'
Aus meinem Munde kommen.

Stark wollt' ich sein—ein „grader“ Mann.
Mocht's keinem auch behagen,
Ich wollte jedem unentwegt
Die nackte Wahrheit sagen.

Und als ich eine kurze Frist
Als Wahrheitsbold gediehen,
War ich schon in der ganzen Stadt
Als Flegel arg verschrien.

Jetzt aber drückt längst jedermann
Die Hand mir treu und bieder
Und nennt mich einen „netten Kerl“;
Denn jetzt—jetzt lüg' ich wieder.

Unterdessen waren wir an die Wohnung unsers Grusiners herangekommen. Ein alter Tatar empfing uns schon auf der Treppe und führte uns durch ein kleines Vorhaus in ein ziemlich geräumiges Zimmer, das zu seinem Mobiliar zwei Bänke hatte, die sich in der Ecke dem Eingange gegenüber treffen, und einen davorstehenden Tisch, die alle drei ohne Zweifel das Alter ihres Besitzers weit hinter sich zurückließen. Die Wände zierten einige Heiligenbilder und die Portraits der Königin Tamara, der Könige Heraklius und Georgs und des grusinischen Dichters Schosta—Kustaweli. Eine spanische Wand trennte einen Teil des Zimmers ab, der als Schlafgemach diente. Nachdem der Hauswirt uns seine Frau und Tochter vorgestellt, bat er zum Zimbiß. Die zwei Tatarer verrichteten ein ziemlich langes Tischgebet, wobei sie das Angesicht nicht dem Tische zuwandten, sondern der nach Osten liegenden Eingangstüre. Ich und P. Loran machten das hl. Kreuzzeichen und sprachen ein kurzes Tischgebet. Unser Hauswirt machte sich unterdessen mit dem Tische zu schaffen. Mir wurde der Ehrenplatz in der Ecke zugewiesen. Zu meiner Rechten saß der Mulla und P. Loran, links nahm der alte Tatar Platz, dem sich der Hausvater anschloß.

Der Tisch war reich mit irdenen Schüsseln besetzt, von denen eine mit gerösteten Baklaschanen, eine zweite mit gesäuerten grünen Pomidoren, eine dritte mit gesäuertem spanischem Pfeffer und eine mit Krassalat angefüllt waren. In der Mitte des Tisches lag ein längliches Brettchen, auf dem eine hellgraue Masse ruhte, die aussah, wie zu Ballen leicht zusammengedrückte Violinsaiten, und ein Aroma von sich gab, wie eine Schafherde bei großer Sommerhitze. Unser alter Tatar, der viele Jahre den Weingarten eines deutschen Gutsbesizers versorgte, und bei dieser Gelegenheit etwas Deutsch lernte, erklärte mir diese sonderbare Masse als Schafkäse, wie er von den Grusinern im Kaukasus viel bereitet wird. Messer und Gabeln waren nicht vorhanden, man hielt sich noch an die Sitten des alten grusinischen Volkes und seiner Könige, bei denen die Finger das einzige Verbindungsmittel zwischen Schüsseln und Mund waren.

Dem Hauswirt zunächst stand ein Weinglas und ein großer irdener Krug, angefüllt mit einer Flüssigkeit, die der Grusiner zwar Wein nannte, die aber besser zur Essigfamilie gezählt hätte. Nachdem ich einen Schluck dieser Flüssigkeit getrunken, nahm ich etwa eine halbe Arschin Käse, den ich aber trotz meines guten Willens nicht ganz verzehren konnte; denn er hatte allen und jeden Geschmack, nur keinen guten. P. Loran machte sich mit einer spanischen Pfefferschote zu schaffen, die nicht wenig Grimassen auf seinem Gesichte hervorrief.

Unser Hauswirt bot alles auf, seine Gäste zu unterhalten, wählte aber zu seinem Unterhaltungsstoffe nur Themata religiösen Inhaltes, wobei das Wort „Gewissen“ so oft vorkam, daß es selbst dem alten Tataren zu dumm wurde, und er, zu mir geneigt, sagte: Dem da schwebt das Gewissen im mer auf der Zunge, so daß es nicht Zeit hat, hinunter zu rutschen ins Herz; deshalb ist er auch mit der Zunge ein Heiliger, in der Tat aber nichts weniger als das. Übrigens ist er keine Ausnahme, ich lebte einige Jahre in den Bergen unter seinen Stammesgenossen, wo ich immer wieder dieselbe Erscheinung fand.

Da die Sonne sich bereits stark nach Westen neigte, und ich dem Mulla versprochen hatte, eine Tasse Tee bei ihm zu nehmen, erhob ich mich, um dem Hauswirt für seine Gastfreundschaft zu danken. Er bedauerte unendlich, daß die Zeit schon soweit vorge-rückt, denn er wollte uns gerne durch ein Trio erfreuen, weil, wie er sagte, seine Familie musikalisch angelegt sei, wie selten. Ich war froh, mich nicht auch noch diesen Sisyphusqualen unterziehen zu müssen, denn ich hatte wiederholt in meinem Leben Gelegenheit Solos, Duette, Trios und ganze Chöre von den Bewohnern jener Berge zu hören, und weiß welche Schönheit sie in sich bergen. Dieses Vergnügen überlasse ich gerne jedem andern.

Nachdem der Wille des Mulla erfüllt war, machten wir uns auf den Heimweg. Peregrinus.

Reisebilder von P. Leonard Oberle.

(Fortsetzung.)

Die Kapelle der schmerzhaften Muttergottes.

Rechts vom reichgegliederten Doppelportal der Heiliggrabkirche führt an der Außenwand eine Steintreppe zur Kapelle der schmerzhaften Mutter. Diese Kapelle, welche den Lateinern gehört, liegt fast auf gleicher Höhe, innerhalb der Kirche Golgatha, von dieser nur getrennt durch eine Mauer, welche zudem noch von Fenstern durchbrochen ist. Die Kapelle ist klein und hat nur einen Altar. Zwei Glasgemälde stellen die sieben Schmerzen Mariä dar. An den Wänden hängen zahlreiche Weihgeschenke aus Silber und Gold. Vor dem Altare brennen stets fünf Lampen, auf dem Altare ist eine Pieta (der tote Leichnam auf dem Schoße seiner Mutter), das Altarbild darüber zeigt uns die weinenden Frauen. Unter dem Altare ist in Marmor eingemeißelt: Hic stabat dolorosa Virgo Mater, d. h. hier stand die schmerzhafteste Mutter (während der Annagelung ihres Sohnes); hier hörte sie die Hammerschläge, welche für ihr Mutterherz zum unsagbaren Martyrium wurden. — An diesem heiligen Orte las ich gerade am Sonabend die Votivmesse zu Ehren der schmerzhaften Muttergottes. Lebhafter denn je stand Maria vor mir; sie schaute vorwurfsvoll von dem Bilde auf uns nieder und klagte im stummen Leide über die Bosheit der Menschen.

Das Cönakulum (Abendmahlsaal).

Am Donnerstagnachmittag, als die heiße Julisonne sich senkte, begaben wir uns auf den Berg Sion, um das Cönakulum, wo Christus mit seinen Jüngern das Osterlamm aß, zu besuchen. Vor der Pforte gesellten sich noch einige italienische Nonnen und einige männliche Personen zu uns. Dieses große Heiligtum gehört den Türken und dient ihnen als Betsaal. Nur ungern bekommt man da Einlaß. Sogar das Geld, das in der Türkei ja alles bezwingt, ist hier machtlos. Durch Bitten und Anhalten wurde uns endlich doch geöffnet. Der deutsche Kaiser hat um dieses Heiligtum, um es den Katholiken zu schenken. Der Sultan aber mußte des Friedenswegen unter den Türken diese Bitte ablehnen und schenkte den Sterbeort der Muttergottes, wo jetzt eine herrliche katholische Kirche gebaut wird.

Nun in die Kirche! Sie hat gotische Pfeiler und gut erhaltene Gewölbe und Rippen; sie mißt 25 Schritte in der Länge und 15 in der Breite, ist teilweise weiß getüncht und ganz kahl und leer; die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt stammt aus dem 14. Jahrhundert, wo sie von den Franziskanern mit dem alten Material der ehemaligen Kirche daselbst, welche vom zweiten Jahrhundert an hintereinander errichtet und zerstört worden sind, erbaut wurden: man erkennt dies leicht an den verschiedenartigen und ungleich großen Säulen und Kapitälern und ebenso an den

Pfeilern, welche die Wölbung tragen. Wir wollten uns auf die Knie niederlassen, um zu beten, da aber erhoben die türkischen Aufseher ein furchtbares Geschrei und Toben. Nicht einmal das hl. Kreuzzeichen durfte man machen. Alle waren sichtlich empört ob dieses Gefindels, und mir kam der Gedanke: „Herr, sollen wir nicht mit dem Schwerte dreinschlagen?“ Im Stehen überließ ich mich der stillen Betrachtung. — Und jetzt, ihr Steine und Wände, sagt an, was ihr geschaut von meinem Heilande und seinem gnadenvollen Tun an diesem Orte. Und der hl. Ort erzählte mir seine heilige Geschichte also:

„An einem Donnerstag durfte ich das erstemal meinen Schöpfer, den Gottessohn, beherbergen. Unter Tags hatte er sich anmelden lassen beim Herrn des Hauses, der seinen voraus-gesandten zwei Jüngern diesen großen, mit Polstern belegten Speisesaal anwies. Gegen abend kam er selbst, begleitet von seinen Zwölfen. Mit ihnen lag er zu Tisch und aß das Osterlamm; er wusch ihnen die Füße und dann — o dann reichte er ihnen eine wunderbare Speise und einen göttlichen Trank mit den Worten: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut, tut dies zu meinem Andenken.“ Hernach erstrahlten alle im Glücke, alle bis auf einen, und dieser eine schlich sich alsbald von hinnen. Dann vernahm ich noch die ergreifenden Abschiedsreden des Herrn, das hohepriesterliche Gebet für die Seinen, worauf er seinen Gang nach Bethsemone antrat.“

Hochheiliger Ort, wie arm wären wir ohne dich, ohne das, was in dir geschehen? Wir hätten kein Priestertum, kein Messopfer, kein Tabernakel, keine Kommunion. Aber in dir wurde das allerheiligste Sakrament eingesezt, da stand der erste Altar des Neuen Bundes, hier wurde die erste Primiz gefeiert, hier läutete es zum erstenmal zur Wandlung, hier entquoll die eucharistische Gnadenquelle, welche seither in unzähligen katholischen Kirchen und Kapellen fortfließt und wovon mit Wonne kosten, die sie kennen: „Lobgesang gebührt dir, o Gott, auf Sion“ (Ps. 64, 2). „Lobset dem Herrn, der auf Sion wohnt“ (Ps. 9, 12). Das erste Geheimnis, das sich auf Sion vollzog, war das größte.

„Drei Tage nach jenem Donnerstage sah ich den Herrn abermals kommen. Diesmal kam er zur verschlossenen Türe herein, verklärten Leibes, mit strahlenden Wundmalen; nach seiner Auferstehung am Morgen erschien er abends den erstaunten Jüngern und sprach zu ihnen: „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen.“ Acht Tage darauf — so fuhr das Cönakulum mit seinem Berichte fort — zeigte sich der Auferstandene hier wiederum seinen versammelten Jüngern, wobei er den ungläubigen Thomas die Finger in seine Wundmale legen hieß. Am 40. Tage erschien er hier zum letzten Male den Elfen und sprach zu ihnen: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Und sehet, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Hierauf ging er wieder hinaus an den Ölberg (zur Himmelfahrt) ich sah ihn nicht mehr.“

Teuere Sionsstätte, du warst also das letzte Haus, in dem der Gottessohn auf Erden geweiht vor dem Hingang ins „Haus seines Vaters“. Und auch an dieses letzte Weilen Jesu auf Sion knüpft sich noch Großes: da, im Abendmahlsaale hatte er noch die hl. Taufe, also nicht weniger als vier Sakramente eingesezt: Taufe, Priesterweihe, Buß- und Altarsakrament. Hier empfingen die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, und Priester ihr Lehramt; hier hat Christus seiner Kirche die Unfehlbarkeit verheißen: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt,“ und nachher: „der Geist der Wahrheit wird in Ewigkeit bei euch bleiben und euch alle Wahrheit lehren.“

Wahrlich, ein Haus, so vielfach und so hoch geweiht, mußte den Jüngern teuer und ehrwürdig bleiben! Hierher kamen sie denn auch nach der Himmelfahrt Christi zurück und erwarteten da unter Gebet die Herabkunft des hl. Geistes. Hier hielten sie die erste neuntägige Andacht, und am zehnten Tage, am Pfingstfeste, kam der hl. Geist mit der Fülle seiner Gnadengaben auf sie herab; hier flammten die Feuerzungen über ihren Häuptern, und wie ein Sturmwind brauste es um dieses Haus, weshalb aus allen Gassen und Häusern Sions die Juden neugierig herbei-

liefen. Vor ihnen hielt Petrus seine erste Predigt, durch welche die junge Kirche einen Zuwachs von 3000 Bekennern erhielt. Von hier zogen die Apostel hinaus in die Welt zur Verkündigung der Botschaft des Heils; hierher kehrten sie zurück zur Abhaltung des Apostelkonzils im Jahre 51 nach Christi Geburt. Dieses Haus war der Versammlungsort der ersten Christengemeinde. Es hatte bei der Zerstörung Jerusalems durch Titus wenig gelitten und wurde noch vor der Regierung Hadrians (117) in eine Kirche umgewandelt. Am Anfange des vierten Jahrhunderts ließ die hl. Helena daselbst eine prächtige Kirche mit zwei Stockwerken erbauen. Im 11. Jahrhundert lag die Kirche in Trümmern und wurde durch die Kreuzfahrer wieder herrlich aufgebaut, nach abermaliger Zerstörung wurde sie in ihrer jetzigen Gestalt vom Jahre 1333 an erbaut von den Franziskanern, welche treue Wächter auf Sion waren, bis sie im Jahre 1551 teils ermordet, teils verjagt wurden. In die Sionskirche und in das Sionskloster rückten jetzt türkische Dermische ein. Sie konnten das wagen zu einer Zeit, da die Reformation das christliche Abendland spaltete und ohnmächtig machte. Als unter Luthers Führung ein großer Teil der Christenheit das Dogma vom heiligen Altarsakrament, bisher der Mittelpunkt des gesamten Christenglaubens, aufgab und die hl. Messe als Götzendienst verwarf, da ließ unser Herrgott den Einsetzungsort des heiligsten Sakraments der Christenheit nehmen und duldete, daß derselbe in eine türkische Moschee umgewandelt wurde und es bis auf den heutigen Tag verblieb. Dort, wo es eingesetzt worden, darf jetzt kein hl. Messopfer mehr dargebracht werden. In anderen Orten und Ländern erheben sich katholische Kirchen und Dome mit kunstvollen Altären und reichgeschmückten Tabernakeln, oder doch einfach würdige Kirchlein, aber der wirkliche Abendmahlsaal auf Sion ist ohne jedes christliche Erkennungszeichen, ohne ewiges Licht, ohne Altar, ohne Tabernakel, er ist entweiht und verwahrloht, kahl und öde, umgeben von schmutzigen Stallungen: „Hinweg ist von der Tochter Sion all ihr Schmutz.“ Bei den Fronleichnamsandachten jubeln wir: „Deinem Heiland, deinem Lehrer — Sion, stimm ein Loblied an;“ kommt man aber nach Sion, dann möchte man weinen statt singen. Tiefer wird wohl nirgends unser gläubiges Herz verwundet als in Jerusalem, auf Sion zumeist, in der Grabeskirche und auf dem Ölberg: die Stätten des Kreuzes, des Sakraments und der Himmelfahrt sind entweiht und stehen unter dem Halbmond. Die katholische Welt kennt und fühlt noch nicht genug die Schmach, welche darin liegt, daß über die herrlichsten Stätten der christlichen Religion die Türken gebieten. Zweihundertfünfzig Millionen Katholiken beten im apostolischen Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an Jesus Christus . . . gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget, gestorben und begraben . . . aufgefahren in den Himmel;“ und die Stellen, wo diese ewig denkwürdigen Tatsachen geschehen, sind in Händen der Heiden! Wir beten: „Ich glaube an den Hl. Geist, eine heilige katholische Kirche,“ und dort, wo der Hl. Geist auf die Apostel herabkam, wo die Geburtsstätte unserer Kirche ist, wo Christus das Allerheiligste eingesetzt hat, dort steht eine Moschee! Aber was können wir tun? Beten um Wiedererlangung der hl. Stätten — das ist alles, was wir vermögen!

Darauf besuchten wir den katholischen Kirchhof. Er ist von einer festungsähnlichen Mauer umgeben, und ein eisernes Tor führt hinein. „Wie viele Mühe,“ so erzählte uns Bruder Andreas, „hatten die Christen, bis der Kirchhof umzäunt war: am Tage schaffte man das Material bei und in dunkler Nacht wurde gebaut; denn die Mohammedaner hinderten wo sie nur konnten. Ja, man durfte nicht einmal ein christliches Leichenbegängnis veranstalten. Die Toten wurden einfach in einen Sack eingehüllt und als Last unbemerkt durch die Straßen gebracht. Heute jedoch darf alles in feierlicher Weise geschehen.“ Während unserer Anwesenheit starb im Kloster von Mariä Himmelfahrt ein Säugling. Er wurde in offenem Sarge in die Pfarrkirche und von da auf den Gottesacker gebracht. Voraus schritten zwei Kawaffen mit silberbeschlagenem Stocke und an der Seite den Schleppfäbel; dann folgten die Messdiener mit Kreuz und Laternen, in Chorröcken, dann der Pfarrer und die Schulkinder vom Kloster, welche paarweise einen Kranz von frischen Blumen trugen.

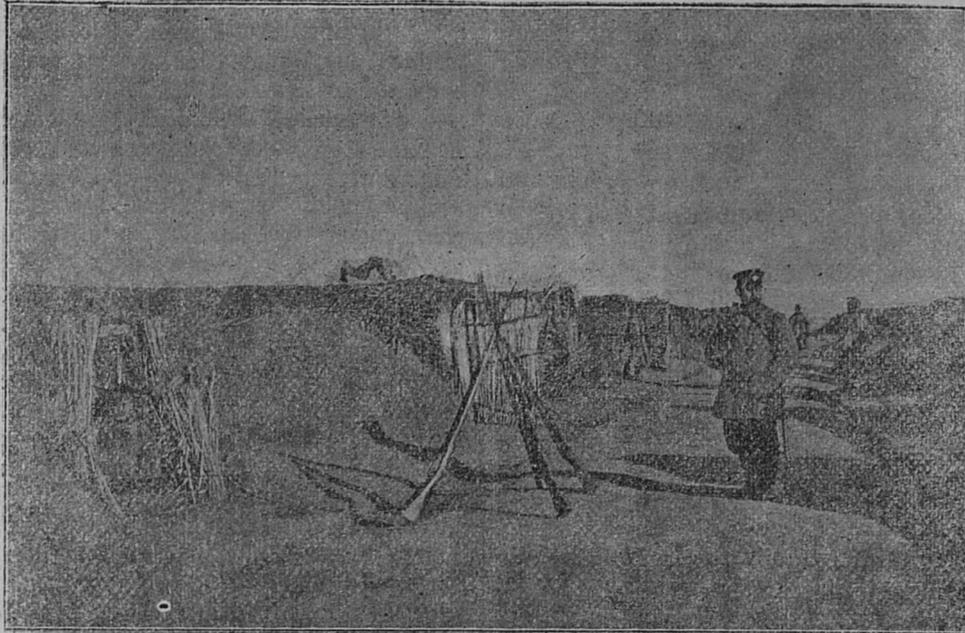
(Fortsetzung folgt.)

Über die Pressefrage

brachte der Draht einen Auszug aus dem Journal des Ministerkomitees vom 28. und 31. Dezember 1904, dessen Wortlaut wir an der Hand des „R. Z.“ in deutscher Übersetzung wiedergeben:

Bei der Beratung über das Verfahren bei Erfüllung der Vorzeichnungen des Punktes 8 des Allerhöchsten Ukases vom 12. Dezember, betreffend die Beseitigung überflüssiger Beengungen aus den geltenden Regeln über die Presse und die Festlegung genau bestimmter gesetzlicher Grenzen für das gedruckte Wort, verweilte das Ministerkomitee bei der Erwägung, daß die Lage der Presse bei uns hauptsächlich durch die Regeln vom 6. April 1865 bestimmt werde, die Regeln vom Jahre 1865 aber durch spätere ergänzende Verordnungen, die nicht selten in der Form von zeitweiligen Bestimmungen erlassen wurden, wesentlich abgeändert worden seien und — indem sie ein System administrativer Beandungen förderten — die gerichtliche Ordnung bei Verfolgung von Vergehen und Verbrechen der Presse tatsächlich beseitigt hätten. Mit besonderer Aufmerksamkeit verweilte das Komitee bei dem Gutachten der vereinigten Versammlung der Abteilung für russische Sprache und der Lektion für schöne Literatur der Akademie der Wissenschaften, daß die Gesamtheit der geltenden Gesetze für die russische Presse schwere Bedingungen geschaffen habe, welche die Entwicklung der russischen wissenschaftlichen Idee äußerst ungünstig beeinflussten. Die Unmöglichkeit, vorauszu sehen, wie sich die administrative Gewalt zu den von der periodischen Presse zum Ausdruck gebrachten Gedanken verhalten werde, erscheint als ein wesentliches Hindernis für eine geregelte Entwicklung der Presse.

In der Erkenntnis, daß die bestehenden Gesetze über die Presse, die nicht wenige beengende Bestimmungen für den Ausdruck des Gedankens durch das gedruckte Wort enthalten, das Auftreten und die Verbreitung schädlicher Lehren nicht haben verhindern können, findet das Komitee, daß diese Erscheinungen eine Folge der mangelhaften Begrenzung der geltenden Regeln über die Presse ist. Das Ziel einer bevorstehenden Durchsicht muß die Schaffung eines neuen Grundgesetzes für alle Zweige des gedruckten Wortes und die Zueignung einer sichereren und weniger beengten Lage der Presse sein, entsprechend der ihr von der Höhe des Thrones zuerkannten Bedeutung, bei gebührendem Schutze der Interessen der öffentlichen Ordnung. Das Fehlen der Stetigkeit der Presse und ihre überflüssige Abhängigkeit von administrativem Gutdünken sind zum Teil eine Folge davon, daß die Leitung und Beandlung der Presse der zum Ressort des Ministeriums des Innern gehörenden Oberpressverwaltung obliegt. Diese konnte sich häufig der Anschauungen ihres Ressorts nicht entäußern und war darum mitunter zu einseitigem Verhalten geneigt. Durch Verbote konnten ganze Gebiete des russischen Lebens der Veröffentlichung in der Presse verschlossen werden, die unter solchen Bedingungen natürlich nicht die staatlichen Bedürfnisse und die öffentliche Meinung widerspiegeln konnte. Infolge der Unmöglichkeit, gewisse Themata zu berühren, mußte die Aufmerksamkeit auf andere, nicht verbotene Gegenstände gerichtet werden, denen so eine übertriebene Bedeutung beigelegt wurde. Solches führte die Presse zu erzwungenem Schweigen über einen Gegenstand, der häufig als strittiger einer allseitigen Begutachtung bedurft hätte. Die kollegiale Form des Rates der Oberpressverwaltung erwies sich in der Praxis als vollkommen unentsprechend, und der Rat verlor seine Bedeutung. Die Zensurmäßigungen waren nicht etwa der Ausdruck der Anschauungen des Ministers, der dieser Angelegenheit nicht viel Zeit widmen konnte, sondern derjenigen des Chefs der Oberpressverwaltung. Was die Provinzialpresse anbelangt, nach welcher das Bedürfnis zweifellos wächst, so sind hier die Bedingungen noch weniger normal. Sie müssen mit den verschiedenen Anschauungen der örtlichen Administration rechnen. Was in einem Gouvernement gestattet wurde, wurde in dem benachbarten verboten, nur infolge verschiedener Anschauungen der die Obliegenheiten eines Zensors erfüllenden Personen.



Unterirdisches Städtchen unter Mulden.

Soll man dicht oder dünn säen?

Die Dichtigkeit der Getreideaussaat ist ein noch immer viel umstrittener Punkt. Manche neigen der Ansicht zu, man müsse die Saat so stark machen, daß die einzelnen Pflanzen beim Aufgehen recht dicht stehen und nur wenige Halme bilden können. Andere meinen, die Saat müsse dünn stehen und erst durch die Bestockung derart an Halmen zunehmen, daß ein genügend dichter Stand erreicht wird. Letztere Meinung ist die richtige in dem Falle, als man vorzüglich auf Stroherzeugung sieht, während die erstere Art reicheren Körnerertrag verspricht. Da aber wohl in der Praxis im allgemeinen weder einseitig Stroh noch Körner erhofft werden, so wird ein Mittelweg sich ergeben. Der dichte Stand erfordert zweifellos eine stärkere Aussaatmenge bei gleichen Flächen. Die Ersparnis durch Drillsaat gegenüber der Breitsaat bleibt hier natürlich außer Betracht. Bei einigen Versuchen hat sich nun ergeben, daß bei dünner Saat und lichter Stande die Körner schwerer waren, als bei dicker Saat und dichtem Stande. Die Aussicht, bei geringerer Saatmenge doch mehr und schwerere Körner zu erzielen, hat jedenfalls etwas Verlockendes an sich. Bevor wir hierauf näher eingehen, möchten wir die Versuchsfrage noch streifen.

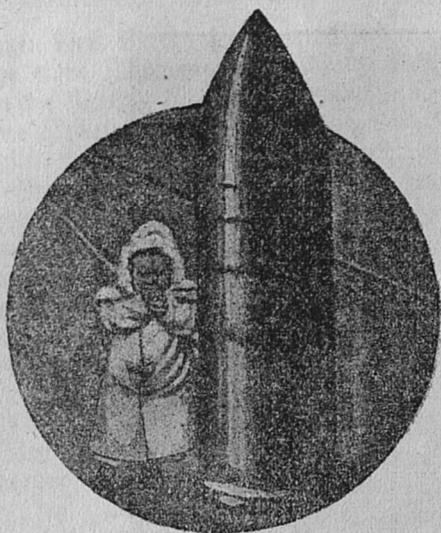
Fast jeder Landwirt stellt in der einen oder anderen Form Versuche an, ob sie nun wissenschaftlich begründet sind oder nicht. Die mißlungenen Versuche werden gewöhnlich als bedeutungslos unerwähnt gelassen, die gelungenen dagegen treten recht lebhaft in den Vordergrund und geben daher eigentlich kein ersichtliches Bild. Man kann vom Durchschnittslandmann nicht verlangen, daß er genaue Erhebungen über die Entwicklung der Pflanzen, ihrer einzelnen Teile und ihrer Gewebe unter gleichzeitiger Beobachtung der Temperatur, der Niederschläge, des Feuchtigkeitsgehaltes des Bodens in den verschiedenen Wachstumsperioden usw. anstelle. Diese Forschungen muß er der Wissenschaft überlassen. Dagegen kann er wohl den Verlauf der Witterung, die Häufigkeit und die Art des Auftretens der Fröste, die Beschädigung durch Insekten und andere Tiere, also Umstände, durch welche mehr oder weniger die jungen Pflanzen früher oder später zerstört werden, beobachten. Und diese Momente sind durchaus nicht unwesentlich bei der Bestimmung der Saatmenge. Den wissenschaftlichen Versuchen müssen die praktischen Erfahrungen im großen gegenübergestellt werden können, ob gut oder schlecht, dann würde das Bild viel zuverlässiger und bestimmter.

Daß eine sehr dünne Saat nicht mehr beibringen kann als eine dichtstehende, unterliegt keinem Zweifel. Bei jener muß eine

reichlichere Bestockung die größere Halmszahl dieser Saatweise ausgleichen. Die Bestockung kann bei günstiger Wirkung von Wärme, Licht und Feuchtigkeit (vorausgesetzt guter Kulturzustand des Bodens) eine reiche sein, wie sie bei trockener Frühjahrswitterung höchst mangelhaft sich erweisen kann. Hier spielen also Zufälligkeiten eine gewisse Rolle. Und wenn für die dünne Saat eine Bestockung von fünfzehn und mehr Halmen ins Feld geführt wird, so kann dagegen doch wohl eingewendet werden, daß dies kein regelmäßiger Verlauf ist. Zudem ist die Bestockung bei den einzelnen Getreidearten, ja sogar bei den einzelnen Varietäten derselben Art durchaus ungleich. Bekanntlich bestockt sich Gerste stärker als Hafer, große Gerste stärker als kleine Gerste, Staudenroggen stärker als gewöhnlicher Landroggen und Winterroggen wieder stärker als Sommerroggen. Diese Bestockungsneigung läßt demnach schon eine allgemeine Regel für die Saatstärke nicht aufkommen.

Nicht unerwähnt soll bei dieser Frage bleiben, daß die Bestockung vom Stockraum mit abhängig ist. Der größere Stockraum begünstigt, der kleinere beeinträchtigt die Bestockung. Der größere Stockraum ermöglicht eine bessere und gleichmäßigere Beleuchtung der Blätter, wodurch diese befähigt werden, mehr Baumaterial neu zu bilden. Auch die Wurzeln können unter solchen Verhältnissen freier und vollkommener sich entwickeln und mehr Bodennährstoffe aufnehmen. Die Arbeit der Wurzeln und Blätter ist von einander in gewissem Sinne abhängig, da aber die Arbeit der Blätter eigentlich vom Sonnenlicht geleistet wird, und dieses bei engem Stande nicht jedes Blatt treffen kann, so folgt, daß die Größe des Stockraumes nicht gleichgültig ist. Dieser Übelstand eines zu engen Stockraumes kann durch vermehrte Zufuhr von Bodennährstoffen nicht ersetzt werden. Dagegen nützt ein großer Stockraum nichts, wenn im Boden nicht genügend Nahrung enthalten ist.

Die Stärke der Aussaat ist somit auch abhängig von dem Kultur- und Düngeszustand des Bodens. Im allgemeinen kann man dünner säen, wenn der Kulturzustand des Bodens höher, und seine Düngkraft größer ist. Dagegen dürfte praktisch das Verfahren: „je reicher der Boden, desto dichter die Saat, je ärmer der Boden, desto dünner die Saat und doch gute Erträge“ nicht ratsam sein. Ärmer Boden und dünne Saat werden nie auch nur einigermaßen lohnende Erträge bringen können. Bei dünner Saat muß der Boden erst recht gut vorbereitet sein, damit hier die Bestockung in ihrer vollen Bedeutung zur Geltung kommen kann. Wenn im Verlaufe des Wachstums viele Pflanzen der Vernichtung anheimgefallen sind, also durch widrige zufällige



Größenverhältnis einer zwölzfölligen Granate und eines dreijährigen Kindes.

Umstandsverhältnisse, wie sie bei einer dünnen Saat entstehen, so ist es doch gerade die gute Bodenkraft, welche dann vor einem Umbauen der Saat schützt. Ältere Landwirte lassen die Saat im Frühjahr wohl stehen, wenn sie von einer Pflanze zur anderen spannen können. Wir wollen die Nachahmung dieses Verfahrens nicht empfehlen; denn gerade in derartigen Lagen sind schlechte Erfahrungen zu verzeichnen. Dies ist auch nicht verwunderlich, da die Saatzeit auf die Bestockung doch auch einen großen Einfluß ausübt.

Ein Sprichwort sagt: „Beim Dickfäen ist noch niemand reich geworden.“ Die Begründung haben wir in der schon angeführten Wirkung des Lichtes zu suchen. Ein zu dicht besäeter Acker mag Nahrung genug für die Pflanzen aufweisen; aber diese kommt ohne genügend Licht, das die Blätter und Halmspitzen nicht direkt treffen kann, nicht voll zur Wirkung. Außerdem ist bei zu dichter Saat die Gefahr des Lagerns bedeutend größer. Zu dicht wäre ein Stand zu nennen, der bei der Bestockung bei den meisten Pflanzen nur einen schwächtigen Halme mit ungenügender Ähre zeigt. In einem ärmeren Boden ist der Stand ein dichter zu nennen, wenn jede Pflanze bei günstiger Bestockungswitterung zwei kräftige Halme mit verhältnismäßig befriedigender Ähre und guten Körnern aufweist. Vier bis sechs kräftige Halme sind zu den mäßig dichten und elf bis zwölf meist kräftiger Halme, die im ausgewachsenen Zustande den Boden gehörig bedecken, müßten zu den lichten oder dünnen Ständen zu rechnen sein.

Japanische Küche und Mahlzeiten.

Der Japaner ist in gewissem Grade Vegetarier. Den Hauptbestandteil der Mahlzeit bildet der Reis. Von Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreich verfügt die japanische Küche über eine weit größere Mannigfaltigkeit als die europäische. Es dienen als Gemüse z. B. die Zwiebeln von drei verschiedenen Lilienarten, die Wurzeln der Seerose von *Colorasia*, *Lappa* und *Dioscorea*, die Wedel jungen Adlerfarus, sechs verschiedene Arten Meeresalgen, welche im Meer an seichten Stellen der Küste eingezäunt gepflanzt werden, ferner die Schößlinge vom Schachtelhalm, von *Bambus* und eines *Jarntrautes*. Wurzeln und Algen werden als Salat verzehrt, teilweise halb gekocht, teilweise gerieben. Öl findet hierbei nie Verwendung. Das in der Küche bei Zubereitung der Fische verwendete Öl ist in der Regel Sesamöl. Olivenöl wird nur in kleinen Mengen im Süden Japans gewonnen. Die Salate aus den Wurzeltrieben von *Bambusa* und *Uralia Cordata* könnten wegen ihres angenehmen Geschmacks den Gurkensalat ersetzen. In England wurde der japanische *Bambus* mit Erfolg gepflanzt. Er erreicht in einem Jahre eine Höhe, wie sie eine Fichte erst in 20 Jahren erreicht und treibt dann im nächsten

Frühjahr vom Wurzelstock aus Triebe, die sich für den Markt eignen.

Zu fast allen Speisen wird die *Shoyusauce* verwendet, gewonnen aus *Shoyabohnen*. Sie vertritt in Japan das Kochsalz, enthält 12—20 Prozent desselben, ist von dunkelbrauner Farbe und angenehmem Geschmack, die scharfen englischen Saucen haben sie in Europa, wo man sie früher besser kannte, in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr verdrängt. Auch unreife Früchte finden in Japan Verwendung. So werden unreife Pflaumen von starkem, sauerem Geschmack eingesalzen. Das früher von den Europäern sehr vermischte *Beot* wird jetzt in allen größeren Städten Japans bereitet und zwar aus Weizenmehl.

An der fischreichen Küste bildeten Fische aller Arten von jeher einen beträchtlichen Anteil der Nahrungsversorgung. Auch die Inlandstädte werden täglich durch die Eisenbahnen mit frischen Seefischen versehen. Diese werden entweder frisch zubereitet oder getrocknet. Daneben werden Hühner in großer Menge gehalten, wie überhaupt in den ostasiatischen Ländern. Der Preis derselben ist sehr niedrig. Milch, Butter und Käse sind, da Viehzucht nicht getrieben wird, unbekannt. Daß der Europäer Käse ist, ist dem Japaner verwunderlich, wie er denn überhaupt manches in unserer Lebensweise nicht zu verstehen vermag.

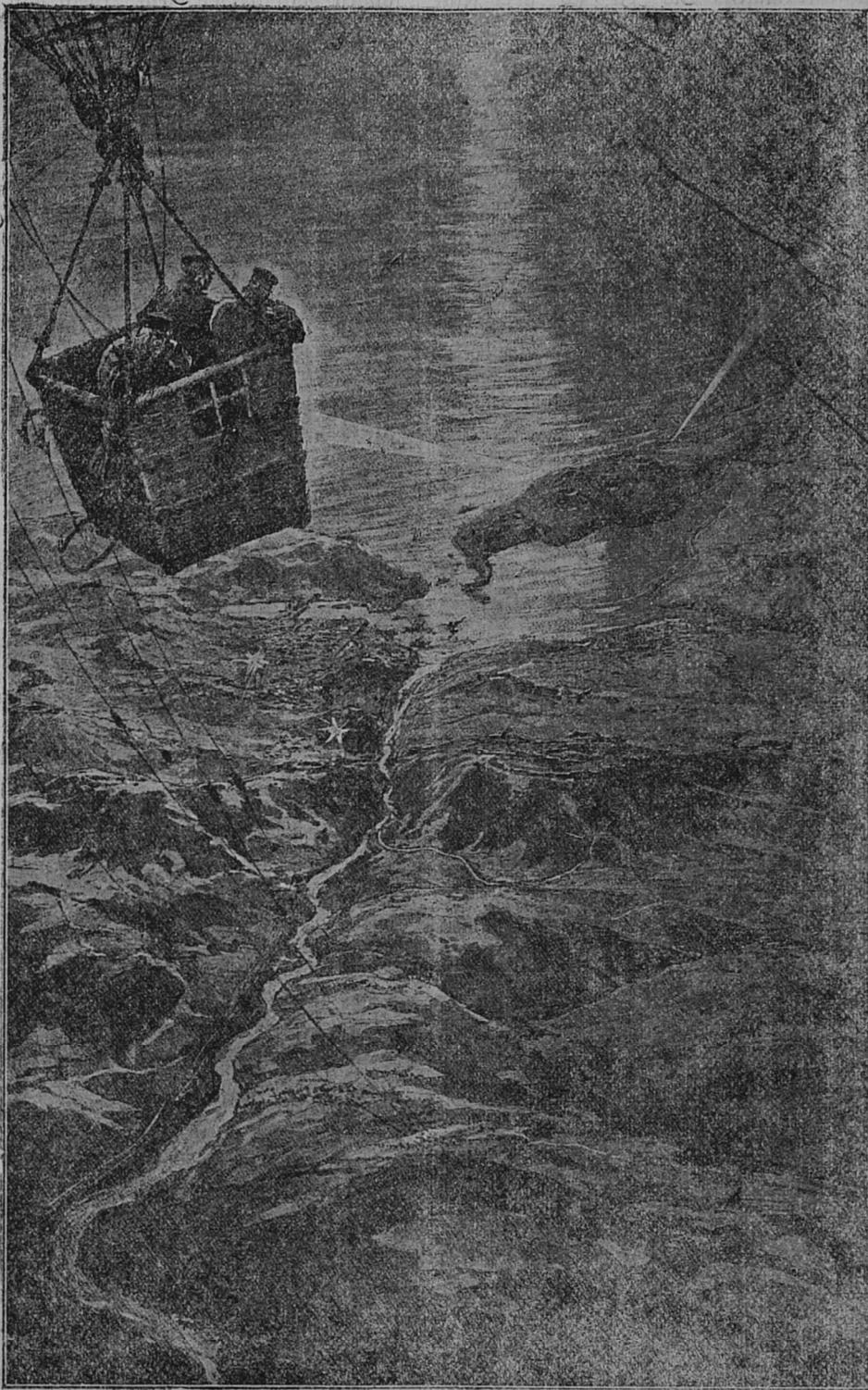
Wenn die Japaner früher kein Fleisch von Säugetieren aßen, so lag der Grund dafür zum Teil in den Vorschriften des Buddhismus, welche das Schlachten der Tiere nicht gelatteten, um so mehr, als nach der Lehre des Buddhismus von der Seelenwanderung die Seelen der Verstorbenen leicht in diese oder jene Tiere übergegangen sein können. Die Enthaltbarkeit von fleischlicher Nahrung, soweit dieselbe von Säugetieren stammt, wurde auch durch den Umstand beträchtlich erleichtert, daß der große Fischreichtum des Landes genügend Bedarf in die Küche lieferte. Indessen entstehen jetzt in den größeren Städten Schlachtereien, und einem umfangreichen Fleischgebrauch steht nur der noch verhältnismäßig hohe Preis entgegen.

So lange man sich in Japan noch nicht mit dem Genuß des Fleisches von Haustieren endgültig ausgesöhnt hat, nimmt man noch vielfach Anstoß an dem grausamen Handwerk der Schlachtereien. Wenn sich die Japaner auch wenig daraus machen, ein Tier zu töten, so war ihnen doch das Blutvergießen unangenehm. Man bewerkstelligte dies, wenn es nötig wurde, auf andere Weise; die Hühner und Enten erwürgte man, die Schweine wurden nicht selten in heißem Wasser ertränkt.

Um nur noch etwas über das Einnehmen der Mahlzeiten zu sagen, sei bemerkt, daß die Speisen jedem auf einem Servierbrett einzeln vorgelegt werden, und zwar sitzen alle Teilnehmer nach orientalischer Art in einem Kreise. Man nimmt die Speisen nicht mit Löffel, Gabel und Messer zu sich, sondern mit zwei hölzernen Stäbchen, welche in Gasthäusern nach einmaliger Benutzung weggeworfen werden. Die Stäbchen erfordern große Geschicklichkeit in der Handhabung, da man sonst nichts bis zum Munde bringen kann — für einen Europäer höchst interessant und amüsant. Flüssige Speisen werden geschlürft. Als Dessert dient Bohnenkuchen, dann Tee oder auch *Saké*, ein aus Reis gebranntes alkoholisches Getränk von scharfem Geschmack. Nach dem Essen raucht man sein kleines Pfeifchen, und zwar jedermann.

Dem Europäer mündet das direkt japanische Essen schlecht, aber der Ausländer ist glücklicherweise nicht darauf angewiesen, mit der Speise der Einheimischen vorlieb nehmen zu müssen. Man kann heute nicht allein in einem europäischen Hotel in *Tokohama* oder einer anderen größeren Hafenstadt nach deutscher Art speisen, sondern auch eine Anzahl japanischer Gasthäuser im Innern, in *Miyanoshita*, *Nikko*, *Ramakura* usw. sind auf europäischen Verkehr eingerichtet. Ja selbst ein frisches gutes Glas Bier in *Tokio*, *Tokohama* oder *Osaka*, von deutschen Braumeistern hergestellt, braucht man nicht zu entbehren.

Wenn auch Japan sich auffallend schnell der europäischen Kultur erschließt, wird sich die alte Lebensweise des japanischen Volkes im einzelnen doch nur langsam der europäischen anpassen, da bekanntlich Gaumen und Magen sich so leicht nicht mit einem ihnen bisher fremden Nahrungstoffe aussöhnen. „A. B.“



Die letzte Nacht bei Port-Arthur. Die Japaner beobachteten von einem Luftballon aus die Wirkung der japanischen Artillerie auf die Stadt und die Befestigungen.

Vom Kriegsschauplatz.

Die letzten amtlichen Meldungen vom Kriegsschauplatz bringen, abgesehen von kleinen Unternehmungen an den westlichen Flügeln, nichts von Belang. Die abwechselnde Besitzergreifung von dem einen oder anderen minderwichtigen Orte seitens der kriegsführenden Parteien ist für die Lage jedenfalls von gleichgültiger Bedeutung. Von Interesse dürfte nur die Frage sein, ob noch vor Eintritt des Frühlings eine Entscheidung an den westlichen Flügeln für die gegenwärtige Lage zu erwarten stehe oder ob die Winterfrist ohne energischen Zwischenfall zur Reize geht und die östlichen Flügel wieder das Hauptgewicht erlangen.

Aus Tokio wird vom 26. Januar gedrahtet: Die russischen Aufklärungsstruppen sind am Schaho, wo es häufig zu Schar-

mützeln kommt, äußerst tätig. — Heute, am Jahrestage des Beginnes des Krieges, sprechen sich die Zeitungen für unerschütterliche Ausdauer aus und raten der Regierung, entschlossen vorzugehen und den Krieg fortzusetzen.

Wie man aus Mukden berichtet, soll während der letzten Kämpfe die ganze Kanzlei des 2. japanischen Reserveregiments den Russen in die Hände gefallen sein, desgleichen das Lazarett des 8. Regiments mit dem Oberarzt. Die gefangenen Japaner weigerten sich entschieden, zu den ihrigen zurückzukehren.

Das „Echo de Paris“ läßt sich, nach einer Mitteilung des „Slowo“, aus Petersburg drahten: Unter den Gerüchten über den Konflikt Grippenbergs mit Kuropatkin ist unter anderen eins verbreitet, von dessen Glaubwürdigkeit ich persönlich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen. Es handelt sich um eine Depesche Grippen-

bergs an den Generalstab, deren Inhalt wörtlich folgendermaßen lautet: „Ich nahm befestigte Stellungen ein, da ich aber keine Unterstützung zu rechter Zeit erhielt, war ich genötigt zurückzugehen, wobei ich 10 tausend Mann verlor.“ Der gewesene Kommandierende der 2. mandshurischen Armee kehrt bereits nach dem europäischen Rußland zurück. Derselbe Berichtstatter teilt mit: Glaubwürdige Nachrichten, die ich aus vollkommen zuverlässiger Quelle erhalten habe, widerlegen die Gerüchte, General Kuropatkin habe um Befreiung von den Pflichten des Oberkommandierenden nachgesucht.

Dem Londoner Blatte „Times“ zufolge wird in Paris vielfach die Frage erörtert, womit sich die russische Armee während der Monate April und Mai verproviantieren wird, da zu dieser Zeit alle Lebensmittel in der Mandshurei versiegen werden. In diesem Jahre gibt es keine Ernte und die Ernte des vorigen Jahres gehe zur Neige. Auch an Vieh werde es in der Mandshurei mangeln. Die Niederlagen in Liaojan und Mukden wurden niedergebrannt und die 500,000 Mann starke Armee werde lediglich auf die Zufuhr durch die Mandshurische Bahn angewiesen sein.

Anlässlich der in London verbreiteten Gerüchte über einen Friedensschluß erklärt das Ministerium des Äußeren in Tokio, daß ihm in dieser Angelegenheit noch keine offiziellen Angaben gemacht wurden. Allgemein verlautet, daß Friedensverhandlungen wohl erst nach einer großen Schlacht bei Mukden eingeleitet werden würden.

Brief vom Kriegsschauplatz.

Wir werden gebeten, einen Brief aus dem fernen Osten in unserm Blatte zu veröffentlichen, den wir mit Hinweglassung persönlicher Angelegenheiten nachstehend folgen lassen:

Madzendan, 15. Dez. 1904. Liebe Eltern! Ich bin dem 2. Transport, 1. Train-Bataillon für Kriegszeiten zugezählt. Wir sind unser 65 Mann, haben es sehr hart und sind die Mandshurei schon durch und durch gewandert. Gottlob, die Kälte ist nicht sehr streng, auch liegt nicht viel Schnee. Die Kanonen krachten alle Tage. Den 12. November kamen wir mit Proviant für die Soldaten nach unsern Stellungen. Als wir uns den unsrigen auf 50 Faden genähert hatten, eröffnete der Feind plötzlich ein so starkes Feuer, daß wir mit unsern Eseln haben flüchten müssen. Während der Nacht wurde das Feuer verstärkt, und die Kanonen krachten fürchterlich. Am Morgen erfuhren wir dann, daß der Feind zurückgeschlagen war und bis 3000 Mann an Toten verloren hatte. Außer 2 Kanonen, die der Feind im Stich gelassen, eroberten die unsern 300 Gewehre und 2 Pferde. Wir befinden uns auf dem linken Flügel und gehen nun, soweit uns bekannt, nach Korea.

Mit Gruß u. s. w. verbleibe Euer Sohn

Anton Fuchs.

K o r r e s p o n d e n z.

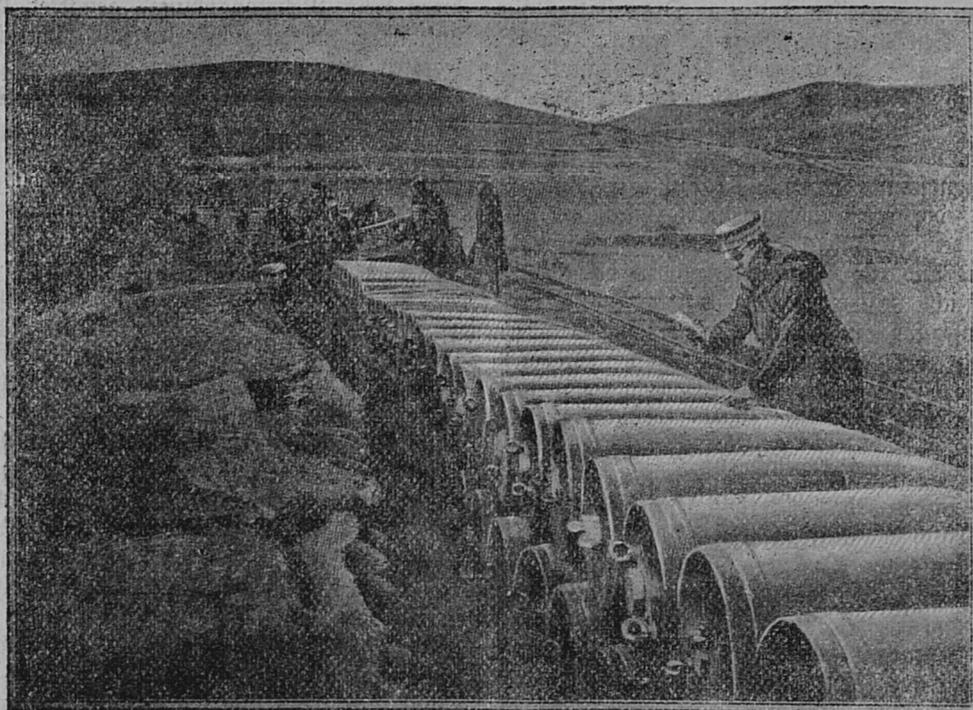
Neu-Landan, den 19. Januar 1905. Reich zu sein und Geld zu haben ist halt doch eine schöne Sache. Für Geld ist heutzutage fast alles zu bekommen. Selbst Himmel und Hölle sind in einem gewissen Sinne für Geld feil. Wer ein sonst christliches Leben führt und sein Geld dazu verwendet, um den lieben Gott sich zum Freunde zu machen, indem er den Armen und Christus in den Armen mit Almosen unter die Arme greift, der sendet sein Geld in den Himmel voraus, kann sich denselben gewissermaßen erkaufen und so ewig glücklich werden, und dies ist gewiß besser als sein Geld durch Pracht und Wohlleben zu verschwenden und ewig zu Grunde zu gehen. Wer sein Geld aber nur dazu benutzt, um Uergernis zu geben, der erkaufte sich die Hölle so gewiß, als der Neujahrstag auf den 1. Januar fällt. Der alte Haubenmacher in der Kol. №3 führte in seinen jungen Mannesjahren mit seiner Haubenmacherin ein ganz sittsames Leben, und nichts war ihm mehr verhaßt, als das nächtliche Herumtreiben der Dorfjugend und die Zusammenkünfte derselben im Tanzhaus. Zu hundertmalen verwünschte er die Gastgeber der Jugend mit samt den Tanzhäusern ins Tal der Tränen. — Gott segnete auch alle seine Unternehmungen, er wurde nach und nach ein reicher Mann und ist heute der Besitzer von 10 Wirtschaften und einer nicht unbedeutenden Summe baren Geldes. — Leider

wuchs mit seinem Wohlstand aber auch seine Habsucht, das Verlangen nach immer mehr Geld und Gut, so daß man ihn heute füglich unter die niedrigste Sorte der „Geizhälle“ zählen kann. Jeder Arme, Blinde und Lahme nicht ausgenommen, klopft vergeblich an seine Türe, jeder ist nur ein lieberlicher Taugenichts und wird mit den Worten abgetrumpft: „Geh von meinem Haus und Hof, du lieberliches Subjekt, denn wolltest du arbeiten, so hättest du auch Brot.“ — Mit einem Wort, anstatt dem lieben Gott für seinen Wohlstand dankbar zu sein und sich für das Himmelreich vorzubereiten, läßt er sich bald dies, bald jenes Vergehen zu schulden kommen, und, um das Maß voll zu machen, tat er etwas, das meines Wissens in den deutschen Dörfern des südlichen Rußlands noch nicht vorgekommen ist: Er baute nämlich auf seinem Hofe ein Tanzhaus, das er seinen Himmel nennt und an die Dorfjugend für schweres Geld vermietet, um an Sonn- und Feiertagen darinnen zu tanzen und dem Kartenspiel zu fröhnen. Dieses Tanzhaus oder vielmehr sein „Himmel“ ist aufs herrlichste ausgestattet, und niemand hat das Recht, an den Werktagen da hineinzutreten, als nur einzig und allein er selbst und ein alter kohlschwarzer Rabe.

Wie es immer und überall gute und böse Menschen gibt, so gibt es solche natürlich auch in № 3. Einigen Gutgefinnten ist der neumodische „Himmel“ des Haubenmachers ein wirklicher Dorn im Auge, aber sie können und wollen dagegen nicht aufkommen, weil sich der Haubenmacher damit brüstet, die Unterbeamten der Polizei bestochen und somit auf seiner Seite zu haben; andern dagegen und gerade den meisten ist dieser Himmel sehr willkommen, indem der Haubenmacher auch noch gegen 30 Faß Wein in den Keller seines Himmels, der sich unmittelbar unter demselben befindet, eingelegt hat, der bei der Tanz- und Kartenspielsgelegenheit, natürlich ohne Patent, d. h. ohne Erlaubnißschein der Obrigkeit, an die Gäste verkauft wird. — Fehlt es bei dem einen oder andern Tanzvergnügen an Mädchen, (weil eben doch nicht alle dahin gehen) so macht das dem Tanzvergnügen keinen Abtrag, in diesem Fall muß eben die Haubenmacherin herhalten, und dieselbe schnell noch, trotz ihren 55 Jahren, wie eine Summitugel auf, so daß es ihr kaum einer nachmachen kann. — Zur „Ehre“ des Haubenmachers muß jedoch noch gesagt werden, daß er, trotz seines unsaubern Handwerkes, doch noch große Stücke auf die Taufe hält, deshalb hält er es auch unter seiner Würde, seinen Wein in dem naturwidrigen Zustande an seine Gäste zu verkaufen und spendet demselben höchstergänzend eine ziemliche Portion Wassertaufe. Natürlich läßt er sich dafür auch bezahlen, und wer wollte es ihm verdenken? „Für umsonst ist ja nur der Tod und das nicht einmal ganz, denn er kostet das Leben,“ so sagt ein Volkssprichwort. —

Ein Gutmeinender.

Bei Mukden, Dritte Armee. 1. Januar 1905. Werte Freunde! Nicht wahr, durch mein langes Stillschweigen habe ich Eure Geduld auf eine ziemlich harte Probe gestellt? Es ergingen sogar schon Anfragen an mich, warum ich denn gar nichts von mir hören lasse. Nun, es hat alles seinen guten Grund! Als ich in den Krieg zog, waret Ihr gewiß der Meinung, ich werde in der Lage sein, Euch recht viel Neues berichten zu können. Offengestanden, schwebte auch mir so etwas im Kopfe herum; nun ich aber auf dem Kriegsschauplatz angelangt bin, hat sich das Bild ein wenig geändert. Der Neuigkeiten, die ich berichten könnte, wären ja mehr als genug, meine 34-tägige Reise durch Rußland, Ural, Sibirien, Baikal, Mandshurei bis Mukden bildet allein schon viel Interessantes, dann die Chinesen, diese vorsintflutlichen Adamskinder, wie sie leben, essen, schlafen u. s. w. mit einem Wort, man könnte nur schreiben, schreiben und immerfort schreiben, aber es fehlt mir eben, wie Ihr Euch denken könnt, an Zeit. Warum ich aber gerade heute zum Schreiben Zeit finde, dies hat wiederum seinen guten Grund, denn heute haben wir ja Neujahr. Hier im Feldlager schwinden die Tage so einformig dahin, der Sonnabend unterscheidet sich nicht vom Sonntag, der Montag gleicht dem Dienstag, und wann wir Mittwoch und Donnerstag haben, wissen wir eben nicht immer. Mit dem Datum kommen wir nun schon einmal gar nicht zurecht. Ich selber weiß das Datum, aber nur dank dem Umstande, daß ich in der Kanzlei tätig bin. Nur heute wissen wir ganz genau, ohne Ausnahme, daß wir den 1. Januar und somit Neujahr haben. Auch wir wünschen uns heute gegen-



Die zwölfkölligen japanischen Geschosse bei Port-Arthur.

seitig ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit, langes Leben und einstens die ewige Seligkeit. Nur will der heurige Neujahrswunsch keinem so recht über die Lippen, denn jeder ist sich wohl bewusst, welchen Entbehrungen, Schrecknissen und Gefahren er im neuen Jahre entgegenseht. Wider Willen drängt sich jedem der Gedanke auf: Was wird mir das neue Jahr bringen? Krankheit, Wunden oder gar den Tod? Im Geiste durchfliegen wir die Strecke von 10—12000 Werst heim zu unsern Angehörigen, zu Freunden und Bekannten und rufen Euch zu: „Glück Euch zum neuen Jahr!“ Auch vielen von Euch schlug das vergangene Jahr tiefe Wunden, möge das neue Jahr dieselben durch die Rückkunft Eurer Söhne, die ihr auf Befehl unseres Allergnädigsten Kaisers dem Feinde entgegensetzt, einigermassen heilen.

Was mich anbelangt, so kann ich Euch ruhig mitteilen, daß es mir halt noch immer recht gut geht. In der Kanzlei unserer Brigade beschäftigt, bin ich eben das geblieben, was ich seit meiner Kindheit Tage war, nämlich ein Papierverderber. Morgens darf ich zuweilen recht lange schlafen; ob das aber noch lange so fort geht, ist schwer zu sagen, denn wir bereiten uns eben stark vor, unsern Nachbarn einen Besuch abzustatten. Über unsere Kriegslage kann ich Euch selbstverständlich gar nichts mitteilen, denn dies gehört vorläufig noch nicht vor die Öffentlichkeit, und zudem weiß ich selber gar zu wenig. Über unsere Kost, Kleidung und Wohnung schreibe ich Euch morgen, denn heute muß ich noch etwas wünschen gehen. Euch alle herzlich grüßend, verbleibe ich Euer

Johannes Gardot.

Meine Adresse: Действующая армия. Управление 40 летучей парковой артиллерийской бригады, Г. В. Гардоку.

Aus Welt und Kirche.

Saratow. Wie an dieser Stelle des öftern mitgeteilt wurde, hatte der Kanoniker des Tiraspoler Kathedraalkapitels G. Dnoschko dem Tiraspoler Seminar 12000 Rbl. zu Stipendien testamentarisch vermacht. Unglücklicherweise ging das Testament verloren, und da es nur ein häusliches war, so konnte es nicht wieder hergestellt werden. Bezüglich des Vermächtnisses unterlag der letzte Wille des Verbliebenen nicht dem geringsten Zweifel, doch weigerten sich die Erben, die vermachte Summe auszubezahlen. Der dadurch eingeleitete Prozeß durchlief alle Gerichtshöfe. Überall wurde stets zu gunsten der Erben entschieden, und diese Entscheidungen hat nun

der höchste Gerichtshof, der Regierungssenat, bestätigt. Rechtlich ist somit Kan. Dnoschko ohne Testament gestorben, daher erhält die Kathedralkirche den vierten Teil seines beweglichen Vermögens. Derselbe wird ungefähr 4500 Rbl. betragen, wovon jedoch 1000 Rbl. Prozeßkosten abgehen. Zwei Brüder des Kan. Dnoschko haben versprochen, die nötige Summe für die Seminarstipendien einzutragen.

Abschied des Fürsten Swjatopolk-Mirski.

Der gewesene Minister des Innern Fürst Swjatopolk-Mirski nahm am 26. Januar von den Beamten des Ministeriums des Innern Abschied. Von den Beamten wurde ihm ein Heiligenbild überreicht, während der Priester der Hauskirche des Ministeriums Rachmaninow eine kurze Ansprache an den Scheidenden hielt, worin er u. a. die Worte hervorhob: „Mit Ihren Amtskollegen betet für Sie das ganze denkende Rußland, welches wohl erkannt und empfunden hat, daß Sie dem schon lange aus dunkler Erdentiefe empordrängenden Quell lebendigen Wassers den Weg zur freien Oberfläche geöffnet haben. Und aus dem Quell haben sich lebenspendende Bäche über das ganze Antlitz der russischen Erde ergossen. Welche Macht kann diesen belebenden Strom zurückdämmen? Es gibt keine solche Macht, treibt doch den Strom die größte Macht der Welt, die Liebe.“

Fürst Swjatopolk-Mirski dankte hierauf mit kurzen Worten und gab der Hoffnung Ausdruck, daß ihn ein gütiges Geschick noch einmal mit seinen bisherigen Amtsgenossen zusammenführen werde.

Zur Paßfrage.

Der Petersburger Zeitung „Naschi Dni“ zufolge sollen im Polizeidepartement neue Paßbestimmungen ausgearbeitet worden sein, wonach der Paßzwang im Innern des Reiches künftighin aufgehoben werden soll, ausgenommen sind Hebräer und überhaupt Personen mit beschränkter Aufenthaltsberechtigung, welche vom Paßzwange nicht befreit werden. Mit dem Paßzwange werden somit auch alle damit verbundenen Förmlichkeiten und Paßschwierigkeiten ihr Ende feiern.

Zur Verhütung der Cholera im Reich.

Das Ministerium des Innern hat angesichts des im Frühjahr und Sommer des laufenden Jahres zu befürchtenden Wiederauftauchens der Choleraerkrankungen den Gouverneuren durch ein Rundschreiben im Ressort des Haupt-Medizinal-Inspektors vor-

geschrieben, energische Vorarbeiten zu beginnen, um vorbeugende gesundheitliche Maßnahmen zu ergreifen und eine Organisation für den Kampf mit dieser Seuche in die Wege zu leiten. Hierbei werden die Gouverneure ersucht, die Hinweise des Medizinalrates für die Gouvernements und Gebiete, wo die Cholera erloschen ist, zur Richtschnur zu nehmen. Ferner wird, neben der Dringlichkeit der medizinischen Hilfe an die Bevölkerung, auf die nächste unmittelbare Beteiligung der landschaftlichen und städtischen Kommunalinstitutionen, sowie auf die verpflichtende uneingeschränkte Mitwirkung der Polizei und der Kreischefs zur Vornahme verstärkter gesundheitlicher Maßnahmen und zur Vorbereitung der bürgerlichen Bevölkerung auf das mögliche Erscheinen der Cholera hingewiesen. Zum Schluß wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die Gouverneure unter Mitwirkung der landschaftlichen und städtischen Kommunalverwaltung das seitens der Regierung in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen werden.

„M. D. 3.“

Die staatliche Arbeiterversicherung.

Auf Grund des 4. Punktes des Allerhöchsten Ukases vom 12. Dezember wird die baldige Verwirklichung der staatlichen Arbeiterversicherung vorgeschrieben. In Ausführung dieses Allerhöchsten Befehles hat das Finanzministerium gegenwärtig einen entsprechenden Entwurf ausgearbeitet, wonach überall zur Unterstützung der Arbeiter in Krankheitsfällen Krankenkassen errichtet werden sollen. Die Verwaltung dieser Krankenkassen soll den Arbeitern selbst angewiesen werden. Gleichzeitig soll eine Arbeiter-Unfallversicherung nach deutschem und österreichischem Muster ins Leben treten. Da die Instandsetzung der Versicherung für Arbeitsunfähigkeit und Altersschwäche voraussichtlich viel Zeit beanspruchen wird, wird die Errichtung besonderer Versorgungskassen bei den Fabriken geplant, die den Arbeitern beim Austritt aus der Fabrik Unterstützungen auszureichen hätten. Mißverständnisse und Streitigkeiten sollen durch besondere Schiedsgerichte aus Arbeitern und Vertretern der Industrie geschlichtet werden.

Das Ministerkomitee und die gemeinschaftliche Selbstverwaltung.

In der „Rusj“ macht Herr A. Stachowitsch die Mitteilung, das Ministerkomitee habe bezüglich der Reform der städtischen und landschaftlichen Selbstverwaltung folgende Beschlüsse gefaßt:

„Zur Ausarbeitung der betreffenden Entwürfe werden zwei Ausschüsse gebildet. Den Vorsitz führt in beiden eine Allerhöchst ernannte Persönlichkeit. Mitglieder der Ausschüsse sind: gegen 15 Vertreter der Ressorts und von jedem Landschafts-Gouvernement zwei von den Landschaftsversammlungen erwählte Persönlichkeiten. Die eine wird von der Gouvernementslandschaftsversammlung gewählt, die andere von den Vertretern der Kreislandschaften (je einem Erforenen der Kreislandschaftsversammlungen). In die andere, in Sachen der städtischen Selbstverwaltung niedergesetzte Kommission sendet jede Stadt mit mehr als 50000 Einwohnern je einen Vertreter. Einige, den Landschaften und Städten gemeinsame Fragen werden die Kommissionen zusammen beraten.“

Der Artikel schließt nach der „Pet. Ztg.“ mit den Worten: „Man hat viele ganz bestimmte Gründe zu der Annahme, daß der Minister des Innern Fürst P. D. Swjatopolk-Mirski, der jetzt zurückgetreten ist, nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das Wahlprinzip in den Kreisen der Petersburger Bureaucratie endgültig festge, nachdem 25 Jahre hindurch der entgegengesetzte, gesellschaftsfeindliche Grundsatz geherrscht hatte.“

Zur Rechtslage der Altgläubigen

berichtet die „M. D. 3.“: Am 25. d. M. beschäftigte sich das Ministerkomitee mit der Rechtslage der Altgläubigen und sprach sich entschieden für Einstellung der religiösen Verfolgungen, für freie Ausübung des Gottesdienstes und Wiedereröffnung der versiegelten Gotteshäuser aus. Der Gehilfe des Ministers des Innern Durnowo äußerte sich sehr anerkennend über die Altgläubigen und rühmte ihre Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit. Metropolit Antoni forderte Enthebung der orthodoxen Geistlichkeit von der Verpflichtung, über das Wirken der Altgläubigen bei den Gerichtsbehörden Anzeige zu machen. Unterstützt wurde der Metropolit von W. K. Sabler, der in Stellvertretung Pobedonoszew erschienen war. Das Ministerkomitee beschloß, die Angelegenheit einer Kommission zu überweisen,

welche einen Gesetzesentwurf ausarbeiten soll, wonach den Altgläubigen freie Religionsübung gestattet, Ehen zwischen Orthodoxen und Altgläubigen zugelassen und sämtliche Rechtsbeschränkungen der letzteren aufgehoben werden sollen.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. *)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann s. J.

(Fortsetzung.)

Dann ging der Knabe durch die fast dunkle Kirche, in welcher nur das ewige Licht einen unsichern Schein verbreitete, nach der Sakristei zurück. In der Kirche fürchtete er sich nicht sehr; er schaute nach dem Tabernakel und sagte zu sich: „Da wohnt der liebe Gott“. In der Sakristei aber befiel ihn eine große Angst, und er konnte sich nicht entschließen, ohne Licht die dunkle Wendeltreppe in das alte Oratorium hinaufzusteigen, aus dem man in den Korridor und durch diesen zur Wohnung des Pfarrers zurückgelangte. Er erinnerte sich, daß neben dem Messbuche auf dem Altare eine Kerze stehe; diese zündete er an der ewigen Lampe an und wagte nun, seinen ganzen Mut zusammennehmend; die Wendeltreppe zu betreten. Mit der Hand das Licht schützend, stieg er sie rasch hinauf und trat auf halber Höhe der Treppe durch eine Türe, die er beim Hinabsteigen nicht bemerkt hatte und jetzt irrtümlich für die Türe des Oratoriums hielt. Sie führte in eine Nebenkammer der Sakristei, in welcher man allerlei Gerätschaften, Gestelle, Prozessionskreuze, unzählige Leuchter u. s. w. aufbewahrte, die man von Zeit zu Zeit für die Kirche brauchte. Das erste, was dem Knaben, der schon so kaum seine Angst bemeisterte, in die Augen fiel, war das Bahrtuch und ein auf schwarzen Grund gemalter Totenschädel. Mit einem Schrei ließ Charles die Kerze fallen, die sofort erlosch, und stürmte nun die Treppe hinan ins Oratorium und durch den dunkeln Korridor zum Wohnzimmer des Pfarrers.

Mit Mühe nun konnte die Großmutter die Aufregung ihres Enkels beruhigen; leichenblaß und an allen Gliedern zitternd behauptete er, es sei ihm ein Toter erschienen. Auch das Mädchen war durch diese Erzählung so erschreckt, daß es weinend in die Großmutter drang, sie wollten nach Hause gehen. Gerne wäre Frau Montmoulin, auf welche das öde Kloster ebenfalls einen unheimlichen Eindruck machte, dem Wunsche der Kinder nachgegeben. Aber sie hatte ihrem Sohne versprochen, das Haus und die große Geldsumme zu hüten. So entschloß sie sich, die Kinder nach Quatre Bras zu schicken, wo sie Herrn Le Noir noch treffen mußten, und in Gottes Namen allein im Hause zu übernachten. „Geschwind“, sagte sie, „lauft miteinander den Berg hinab zu dem Wirtshaus, wo wir abstiegen. Ihr könnt den Weg ja nicht verfehlen, und bittet Herrn Le Noir recht schön, euch mitzunehmen. Sagt ihm, ich müsse das Haus hüten, von dem vielen Gelde aber sagt nichts.“

So steckte sie den Kindern die Tasche noch voll Brezeln, die auf dem Tische standen, band ihnen die Halstücher zurecht und führte sie durch den dunkeln Korridor und die Haupttreppe zum Tore. Da küßte sie die beiden noch einmal und schaute ihnen nach, wie sie Hand in Hand davontrippelten. Als sie in der Dorfstraße verschwanden, schloß sie das Tor und kehrte schweren Herzens in die Wohnung ihres Sohnes zurück.

„Fast fürchte ich mich ebenso wie der kleine Charles“, sagte sie und begann den Tisch abzuräumen. Hierauf nahm sie das Tuch mit dem Gelde aus dem Schreibpult. „So schwer!“ sagte sie und konnte es sich nicht versagen, dasselbe loszuknüpfen, um einen Blick auf den Inhalt zu werfen. In ihrem Leben hatte die gute Frau so viel Geld nicht beisammen gesehen, so viel Gold und Silber und einen ganzen Stoß Bankscheine. Sie erschrak und schaute unwillkürlich nach der Türe zurück, ob dieselbe auch geschlossen sei; dann band sie das Tuch hastig wieder zusammen und trug es in das Schlafgemach, wo sie es im Bette ihres Sohnes verbarg. „Wenn das nur gut geht!“ seufzte sie. „Würde ein schlechter Mensch, daß ich allein mit so viel Geld in diesem einsamen Kloster wäre —“

*) Verlag der Herder'schen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des hoh. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung gedruckt.

ich will nicht weiter darüber nachdenken, aber es könnte ein schreckliches Unglück geben!"

Hierauf begann die Frau, im Wohnzimmer auf und ab gehend, für die armen Seelen den Rosenkranz zu beten, während die Dämmerung langsam in Nacht überging. Sie zündete keine Kerze an und faßte den Entschluß, sich angekleidet auf das Bett ihres Sohnes zu legen und dessen Rückkehr wachend zu erwarten. So zog sie sich wirklich in das Schlafgemach zurück und schob den Nachriegel der Türe vor, welche den einzigen Zugang bildete; die Türe des Wohnzimmers aber hatte sie nicht abgeschlossen, damit der heimkehrende Sohn ungehindert eintreten könne. Lange lag sie schlaflos auf dem Lager; endlich fiel sie doch in einen Halbschlummer. Ein scharfer Windstoß, der am Fenster rüttelte, weckte sie, und sie sprang auf. Hatte jemand durch das Fenster einbrechen wollen? Nein, das Wetter hatte sich plötzlich geändert. Der „Mistral“, der scharfe Nordostwind, der das Rhonetal hinabsegelnd so oft den frühen provencalischen Frühling mit kalten Regengüssen und rauhem Wetter stört, hatte den lauen Süd übers Mittelmeer zurückgejagt und überzog jetzt den Himmel mit dunklem Regengewölk. Schon trieb er die ersten Tropfen klatschend an die Scheiben. „Armer François!“ klagte die Mutter. „Wenn er sich nur nicht eine schlimme Krankheit holt in diesem schrecklichen Wetter!“ Dann machte sie Licht und sah nach der Wanduhr; es ging auf elf. Sie legte sich abermals aufs Bett, und nach einiger Zeit geriet sie aufs neue in eine Art Halbschlaf. Plötzlich wurde sie wieder wach, diesmal durch ein eigentümliches Geräusch, das vom Wohnzimmer her zu kommen schien. Es war, als ob jemand die Türe des Schlafzimmers zu öffnen versuche.

„Bist du es, François?“ rief Frau Montmoulin.

Sofort war alles still. „Ich muß mich getäuscht haben“, sagte sie und fiel nun in einen tiefen Schlaf, der bis zum Morgen dauerte.

Viertes Kapitel.

Ein verbrecherischer Anschlag.

Lozer war fast zu gleicher Zeit mit den beiden Kindern beim Wirtshaus von Quatre Bras angetroffen und hörte eben, wie Charles, von Julie oft unterbrochen, dem Bäckermeister Le Noir einen nicht sehr klaren Bericht abstattete, weshalb die Großmutter heute nacht im Kloster bleibe, ihn aber mit dem Schwesterchen nach Aix schicke. Über den „Toten“, der seinem kleinen Freunde „ganz gewiß erschienen sei“, schüttelte der nüchterne Bäckermeister ungläubig den Kopf. Daß die beiden kleinen Leute Angst hätten, in dem alten Kloster zu übernachten, sagte er sich, sei allerdings ein Grund für sie, nach Aix zurückzukehren; aber das erkläre ihm keineswegs das Zurückbleiben der Großmutter.

„Ja“, sagte Charles, „der Onkel hat viel, viel Geld im Schreibpult —“

„Das sollen wir ja gar nicht sagen“, fuhr die Julie dem Bruder dazwischen.

„O, warum denn nicht? Herr Le Noir wird es doch nicht stehlen!“ rief der Knabe.

„Da hast du recht! Das werde ich nicht tun“, entgegnete der Bäckermeister. „Und nun geschwind, steigt auf. Diesmal setzt ihr euch rechts und links von mir auf die Vorderbank, und ihr sollt sehen, wie mein Brauner läuft. — So, jetzt begreife ich, weshalb eure Großmutter euch allein nach Hause schickt. Aber sie hat mir doch heute morgen gesagt, ihr Sohn, euer Herr Onkel — doch einerlei, das geht mich nichts an! — Was wünschen Sie, mein Herr?“

Die letzte Frage war an Lozer gerichtet, welcher nahe genug gestanden hatte, daß er das Gespräch der Hauptsache nach auffangen konnte, und welcher nun, als eben das Pferd anziehen wollte, rasch an das Fuhrwerk herantrat mit der Bitte, ob er für eine kleine Vergütung nicht mit nach Aix fahren dürfe.

„Wie kommen Sie zu dieser famosen Narbe quer über die Nase?“ fragte etwas mißtrauisch der Bäckermeister.

„Die verdanke ich einem vor . . . preußischen Husarenfädel im letzten Kriege!“ lautete die Antwort.

„Dann steigen Sie ein, Herr, und zwar zu mir auf die Vorderbank. Das müssen Sie mir ausführlich erzählen. Charles, mach

dem Herrn Platz! Siehst du, die heldenmütigen Verteidiger des Vaterlandes muß man allezeit ehren.“

So setzte sich Lozer auf den Platz, den Frau Montmoulin vor einigen Stunden eingenommen hatte, und erzählte dem gutmütigen Bäckermeister so viele Heldentaten, die er angeblich im letzten Kriege verrichtet, daß er dessen Herz völlig eroberte. Herr Le Noir machte sogar in Aix einen bedeutenden Umweg, um den Helden mit der Narbe am Bahnhofe absteigen zu lassen. Weit entfernt, die kleine Vergütung von demselben anzunehmen, trat er sogar mit ihm an das Büfett, bestellte für beide ein Glas Bordeaux und trank auf das Wohl des heldenmütigen Vaterlandsverteidigers. Dann schüttelte er Lozer die Hand und hörte noch, wie derselbe an den Schalter tretend mit lauter Stimme eine Fahrkarte nach Marseille verlangte, und wie man ihm erwiderte, es sei noch eine Stunde zu früh. Eine Viertelstunde später setzte Herr Le Noir die beiden Kinder am Hause ihrer Mutter ab und kehrte dann in gehobener Stimmung heim, den ganzen Abend von den Heldentaten dieses tapfern Lothringers mit der großen Narbe erzählend.

Inzwischen war Lozer abermals an das Büfett getreten und hatte eine Reiseflasche von Cognak nebst Mundvorrat gekauft, den er in seinen Taschen unterbrachte, war dann durch die Wartesäle geschlendert, wo er sich ebenfalls möglichst bemerklich machte, und hatte endlich nach wiederholtem Anfragen seine Fahrkarte erhalten. Ärgerlich hatte der Beamte dem Manne mit der großen Narbe bemerkt, er solle sich einen Extrazug nehmen, wenn er so in Eile sei, und Lozer hatte lachend geantwortet, wenn der Herr ihm das Geld vorstrecke, nähme er das Anerbieten eines Extrazuges mit Freuden an, da ihm allerdings viel daran liege, möglichst rasch nach Marseille zu kommen. Nun nach einer weiteren Viertelstunde und nachdem Lozer abermals eine Reihe von Angestellten mit Fragen behelligt hatte, wurde der Marseiller Zug endlich abgerufen, und der Küster drängte sich mit einer Schar anderer Passagiere nach den Wagen des überfüllten Zuges. „Weiter hinter ist noch Platz!“ riefen die Schaffner, und er eilte mit andern von dem hell erleuchteten Bahnsteige nach der angegebenen Richtung, wo nur wenige Lampen brannten. „Geschwind!“ rief ein Schaffner, „hier ist noch Platz“, und schob den Küster, dessen Narbe ihm ebenfalls auffiel, das Billet coupierend, in einen der letzten Wagen. „Wir haben heute wenig Zeit“, sagte der Mann und schloß hinter Lozer und andern Neueinsteigenden den Wagen. Dann eilte er an eine andere Türe, die Billette abfordernd. Schon zog pfeifend die Lokomotive an. Während aber die Leute in dem überfüllten Coupé sich einen Platz zu erobern suchten, huschte Lozer in dem Wirrwarr unbemerkt aus dem Zuge, der sich langsam in Bewegung setzte, und es gelang ihm, zwischen den Wagenreihen anderer Züge, ohne Aufsehen zu erregen, im Dunkel zu verschwinden.

„So“, sagte er aufatmend, „das ist ja alles nach Wunsch gegangen! Und nun soll mir jemand beweisen, ich sei heute nacht in Ste-Victorie gewesen. Wenigstens zwei Duzend Zeugen will ich stellen, daß ich mit dem Nachtzug nach Marseille fuhr. Es wird sich zwar keiner der Schaffner des Zuges erinnern, mich auf der Fahrt gesehen zu haben; aber das bedeutet bei einem so überfüllten Zuge wenig. Jedenfalls kann der erste Verdacht nicht auf mich fallen, und inzwischen bin ich mit dem Gelde über alle Berge. Es handelt sich jetzt nur darum, ungesehen nach Ste-Victoire zurückzukommen. 9 Uhr“, bemerkte er noch mit einem Blicke auf die erleuchtete Bahnhofuhr; „ich kann bis Mitternacht leicht im Kloster und lange vor Tagesanbruch mit meiner Beute in Sicherheit sein“. Dann wandte er sich den fast dunkeln Gassen der Vorstadt zu und erreichte unbeachtet das Freie.

Die offene Straße vermeidend, eilte Lozer rüstigen Schrittes nach Ste-Victoire zurück. Er hatte das Dorf beinahe erreicht, als der Mistral den ersten Regenschauer brachte. Unter einem offenen Schuppen suchte er Schutz und wollte etwas besseres Wetter abwarten. Als aber die Kirchenuhr 12 Uhr schlug, sagte er sich: „Ein paar Regentropfen ist die Beute wohl wert,“ und schlich durch Sturm und Regen dem alten Kloster zu.

„Ein Gutes hat das Unwetter“, tröstete er sich, „ich werde keinem Menschen in der Dorfstraße begegnen.“

Wirklich kam er ungesehen an das weitläufige Gebäude schlich sich um dasselbe herum zu einem Gartenpförtchen, das immer offen

stand, und kam so an die hohe Mauer, welche das von Kirche und Kloster auf drei Seiten umschlossene Viereck absperrte. Das Thor, welches hier vom Garten in den Klosterhof führte, war freilich immer geschlossen und versperrte den Weg zum Kreuzgang und zur Hintertüre. Doch das kümmerte Loser wenig; wußte er doch an der Schmalseite des Erdgeschosses ein zerbrochenes Fenster, durch welches er vom Garten aus mit leichter Mühe in die alte große Klosterküche einsteigen konnte, die jetzt zeitweilig als Ölpresse benutzt wurde. Zwischen leeren Fässern und allerlei Gerätschaften tastete er sich im Dunkeln nach der kleinen Nebentreppe durch, welche in das zweite Stockwerk des Magdalenenflügels führte. Da zog er die Schuhe aus und stieg, nachdem er längere Zeit gehorcht hatte, leise die Stufen hinan. Es war alles still im Kloster; nur der Wind fuhr manchmal heulend durch die öden Korridore.

Und nun wollte dem Manne beinahe der Mut entfallen! Es war doch die erste Tat in seinem Leben, welche ihn möglicherweise dem Zuchthause überliefern konnte. Den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele hatte er freilich auf der Universität vor 20 Jahren schon über Bord geworfen; aber die letzten Fasern eines solchen Glaubens, welche eine christliche Erziehung dem Herzen des Kindes einpflanzte, werden kaum je gänzlich ausgerissen, und Loser hatte eine brave Mutter gehabt, die ihm nur viel zu früh entrisen wurde. Jetzt auf einmal, da er lauschend in dem stockdunkeln Gange stand, kam ihm ganz lebhaft diese seine längst begrabene Mutter in den Sinn, und er meinte sie zu hören, wie sie am Vorabende seiner ersten Kommunion sagte: „Arthur, jetzt hast du gebeichtet. Versprich nun mir und morgen dem Heilande, daß du von heute an entschieden gegen deinen Leichtsinns kämpfen willst. Er wird dich sonst ins größte Unglück bringen“.

Er hatte es damals mit Tränen versprochen, aber leider sein Versprechen nicht gehalten. Und wie hatte sich die Vorhersagung seiner Mutter bewahrheitet! Wegen toller Streiche war er als Knabe schon beinahe mit dem Strafrichter in Berührung gekommen und vom Gymnasium gejagt worden; man hatte ihm noch einmal auf die Fürsprache eines verwandten Geistlichen verziehen; dann war das Universitätsleben gekommen, wo ihn die alte Untugend um sein bescheidenes Vermögen, um seinen Beruf und um seinen Glauben gebracht hatte; dann das wilde Kriegerleben, das er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wählte, — gerade im rechten Augenblicke, um seinen Gläubigern zu entinnen, das ihn aber immer tiefer in den Abgrund sittlicher Verrohung hineinzog; dann die lange Reihe verschiedener Lebensstellungen, aus denen allen ihn sein unverbesserlicher Charakterfehler verdrängte, bis er endlich von bitterer Not gezwungen den armseligen Posten eines Küsters annehmen mußte. Und nun stand er auf der Schwelle des eigentlichen groben Verbrechens, und er sah noch einmal im Geiste seine Mutter mit den treuen, kummervollen Augen wie einen warnenden Engel vor sich stehen.

Umsonst! Die Gnade wurde ausgeschlagen. „Sei keine Memme!“ sagte Loser zu sich. „Wie viele hochachtbare Männer stehlen jährlich Hunderttausende durch Börsenspiel aus den Taschen ihrer Mitmenschen! Das ist nun einmal der Kampf ums Dasein! Und zudem mache ich keinen Menschen ärmer. Wenn das Krankenhaus nicht von dem Pfaffen gebaut wird, so baut statt dessen der Staat ein anderes und größeres. Voran!“

Loser tastete die Mauer entlang, bis er die Ecke erreicht hatte, wo der Marienflügel mit dem Magdalenenflügel zusammenstieß. Er stand nun zwischen der kleinen Küche und der Wohnung des Pfarrers. Da fiel ihm das große Vorschneidemesser ein, das in der Schublade des Küchentisches lag. Sollte er es mitnehmen? wenigstens zur Notwehr? Er trat in die Küche und fand nach einigem Suchen den Tisch. Auf den ersten Griff in die Schublade faßte er das Messer. Aber er warf es wieder hinein, daß es hörbar klirrte. „Ich mag weder Montmoulin noch seiner Mutter etwas zuleide tun und werde auch so wohl mit ihnen fertig; auch könnte ich mit dem dummen Ding im Dunkeln fallen und mich selbst verwunden“, sagte er. „Aber das kleine Laternchen, mit dem der Abbé am Morgen früh in die Kirche hinabgeht, will ich doch anzünden“. Er strich ein Bündelholzchen an seinem Armel an und fand die Laterne sofort; denn er kannte die Gewohnheiten des Pfarrers. Das Licht mit seinem Rocke zudeckend, schritt Loser jetzt vorsichtig über den Korridor, und nachdem er an der Türe gelauscht hatte, be-

nutzte er das Heulen eines stärkeren Windstoßes, um sie zu öffnen. Der Küster ließ einen Strahl des Lichtes in das Zimmer fallen; es war leer. Leise wagte er sich hinein und schritt auf den Behen nach dem Schreibpulte. Er zog den Schlüssel aus seiner Westentasche, um mit klopfendem Herzen die Beute an sich zu nehmen; da — Loser traute seinen Augen nicht — steckt ja schon ein Schlüssel im Schlosse; er dreht ihn um und sieht sich betrogen!

Eine wahre Wut erfaßte den Einbrecher. Er hatte alles so fein angelegt, wie er meinte, und nun sollte ihn dieser einfältige Abbé durchschaut und seinen ganzen Plan auf eine so lächerlich leichte Weise durchkreuzt haben! „Wer hätte daran gedacht, daß der Pfaffe seinen Mammon mit sich in sein Bett hinein nähme, wie ein alter Geizhals? Mit meinen Händen erwürge ich ihn eher, als daß ich ohne das Geld das Kloster verlasse“, sagte er und wandte sich mit einem Fluche der Türe des Schlafzimmers zu. Sie gab seinem Drucke nicht nach, und alsbald hörte er die Stimme einer Frau rufen: „François, bist du es?“

„Sacré Bleu“ fluchte Loser. „Was jetzt? Wenn ich die Türe mit Gewalt einsprengte, so erhebt die Alte ein solches Mordgeschrei, daß man es am Ende im Dorfe hört. Und überdies bin ich keinen Augenblick sicher, daß nicht der Pfarrer zurückkommt. Es geht nicht mit Gewalt, wenigstens jetzt nicht. Ich muß eine andere Gelegenheit abwarten.“ Mit diesem Entschlusse schlich er sich geräuschlos aus dem Zimmer, stellte die Laterne in der Küche auf ihren Platz und verbarg sich in einer der leeren Zellen, wo er einen neuen Plan ausheckte.

Nachdem er lange nachgedacht, schlich er an die Treppe des Magdalenenflügels zurück und holte seine Schuhe; dann nahm er aus der Schublade des Küchentisches das lange Messer und begab sich, immer vorsichtig auf den Behen die Wand entlang schreitend, durch das Oratorium die Wendeltreppe hinab gerade in das kleine Nebengemach der Sakristei, in welcher der Totenkopf den kleinen Charles so sehr erschreckt hatte. „Hier bin ich sicher“, sagte er zu sich. „Diese Kumpelkammer betritt kein Mensch. Ich kann von ihr aus sowohl einen Blick in die Kirche als in den Kreuzgang tun und so den günstigen Augenblick abwarten. Aber es ist kalt hier. Nun, da ist ja das Bahrtuch!“ Er legte das Messer neben sich, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche, wickelte sich in das Tuch und suchte zu schlafen.

„Parbleu! Du bist doch ein aufgeklärter Mensch!“ brummte er. „Du glaubst, daß mit dem Tode alles zu Ende sei! Was ist es dir denn gerade unter diesem Fetzen so unheimlich zu Mute? Bah, sei keine Memme, Arthur Loser, die Toten kommen nicht wieder!“ Und doch suchte er vergebens zu schlafen und trank sich so viel Mut zu, daß er halb betrunken war, als der Tag endlich langsam anbrach.

(Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Individuelle Erklärung. Sohn: „Vater, was ist denn eine emanzipierte Frau?“

Vater: „Das ist eine Frau, die ihren Kopf für sich hat und sich damit auf die Hinterbeine stellt.“

Wer war es? Mann: „Was ist denn heut' mit dem Kaffee?“

Junge Frau: „Ich hab' ihn heut' nicht gemacht!“

Schwiegermutter: „Ich auch nicht!“

Köchin: „Aber ich! Was ist denn damit?“

Mann: „So gut war er noch nie.“

B r i e f k a s t e n.

Herrn Joh. Schwindt in Südamerika. Wir bestätigen Ihnen dankend den Empfang des eingesandten Betrages. Das Abonnement haben wir vorgemerkt.

Riesen-Perl-Hirse (Panicularia gigantea).

Ideale Futterpflanze. Wuchs 4 Arschin hoch. 4 Mahden jährlich. Gibt im Süden doppelt so viel Korn als Mais. Proben (1/4 Pfd.) nebst Beschreibung und Kulturangewiesung gegen Einsendung von 1 Rubel.

Hoflieferant G. Frid, St. Petersburg, Admiraltäts-Prospect. N 10.

Erhöhter Genuß.
Wirt: „Herr Studiosus,
diese Seringe kann ich
Ihnen ganz besonders
empfehlen, ... sie schmecken
nämlich alle 'n bißchen
nach 'm Faß.“

Scheinbarer Wi-
derspruch. — „Wie
kommt es, Herr Huber,
daß ihr Sohn schon so
lange auf der Hochschule
studiert?“

Huber: „Das kommt
daher, weil er eben nie
lange studiert!“

Verteckipiel. „Ist
der Herr Gemahl zu
Hause? Ich muß einen
Bechsel ...“
„Bedauere, er ist ab-
gereift!“

„Bezahlen ...“
„Ach, er dürfte in
einer Stunde zurück-
kehren ...“

„Weil er ihn nicht ein-
gelöst hat.“

„Das heißt, wenn er
nicht von Geschäften dort
festgehalten wird.“

Einfache, dauerhafte
wirtschaftliche
Separatoren

ganz ohne Einsätze
letztes Patent

der Fabriken **Heinrich Lanz**

für Leistungen
von 7 bis 9 Wedro Vollmilch pro Stunde

Preise 55 Rbl. und 65 Rbl.

Wiederverkäufern Rabatt.

Separatoren

Für Industriezwecke
für große Leistungen.

Fabrik-Niederlage

Heinrich Lanz

in Kosiow a/Don.

Redakteur S. Kruschinski.

Modenjournal und **E. A. Ehrlich** Saratow,
Musterschnitte Magazin Deutsche Straße,
№ 29.

Stets in großer Auswahl Modenjournal in deutscher u. russischer Sprache,
wie allemögliche fertige Musterschnitte in natürlicher Größe.

Katalog auf Wunsch gratis.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer
Str., zwischen der Nikolskaja und
Alexandrowskaja.

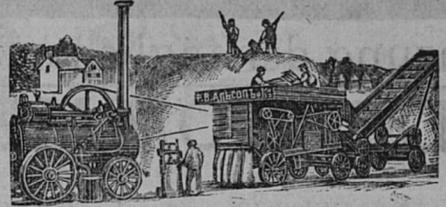
Spezieller Handel mit böhmischem, halb-
weißem u. mattem Glas
verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied.
Fabriken, **Diamanten** zum Glashneiden, **Spiegel** in verschiedenen
Größen mit und ohne Rahmen, **Bilderrahmen** und **Bilder**.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. ♦ Preise ohne jede Konkurrenz.

Telegrammadresse: Saratow—Zell. Telephon № 459.



J. W. Kilsop
Lager landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte
in Charkow.

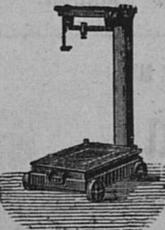
bringt zur Kenntnis, daß die Handels-Gesellschaft
A. u. D. Stepanow u. Co.
in Saratow (Deutsche Str., Haus Bestuschew)
als Vertreter angesetzt sind.

Auf Lager befinden sich ständig
Dampf-Dreschmaschinen und **Locomobilen**
weltbekannter **Marshall, Sons u. Co, Ltd.**
Gainsborough (England).

Pferde-Dreschmaschinen, **Koswerke**, **Tricure** und alle land-
wirtschaftliche **Maschinen**
und **Geräte**.

Naphta-Petroleum-Motore,
Feuerfeste Kassen, etc.

Preisliste auf Verlangen




Neue Kriegskarte von Ostasien

mit Begleitworten:
Ostasien vom politisch-militärischen Standpunkte.
Bearbeitet von Paul Langhans.
Preis mit Uebersendung 60 Kop.
Zu haben in der
Buchhandlung von H. Schellhorn u. Ko.,
Saratow.

Bestes Magazin **J. Sorokin** in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Dessorts aus gedie-
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei **KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN**

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

R. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus 1110.

August Inra,

Riga

Contobücher und
Couvert-Fabrik,
Lithographie,
Stein- und Buch-
druckerei.

Fabrikation und Verkauf von:

Geschäftsbüchern für alle Branchen u Zwecke,
Contobüchern nach jeglichem Schema,
Contobüchern für land- und forstwirtschaft-
liche Zwecke,
Copirbüchern, Couverts, Musterbeuteln,
Goldschnittkarten, Anfertigung sämt-
licher litho-typpogra-
verfen Lederwaaren. phischer Arbeiten.
En gros Preisliste
en detail. **Vielfach prämiirt.** gratis.

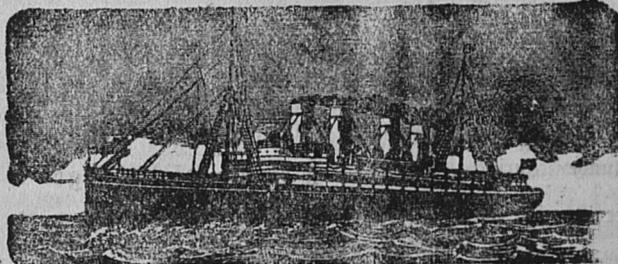
Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos)
fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmeh
Randyrin und Gawrilow

samtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisedecken, Betttücher und Überzüge
empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete **E. A. Chudoschin u. Sohn.**

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.

+ Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-
Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosen-
kränze weihen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und
Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetbüchern für
jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über
Devotionalien gratis. **Buison & Bercker.** Verleger des Heil.
Apost. Stuhles. Revelaer (Rhld.) Nr. 41.



Gute Beköpfung.

Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

P ass a g i e r - B e f ö r d e r u n g

mit Post- u. Schnell dampfern nach allen Welttheilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либав) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reifen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: **Карлсбергъ, Спиро и К^о.**

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: **КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.**

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preiskurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasitschestsaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Herausgeber S. Schellhorn.